Förderung der Städte

LEBENDIGE STADT

Kultur, Freizeit, Erlebnis

JOURNAL

Stiftungspreis 2011: Hiddenhausen und Ingelheim sind unverwechselbar

Kongress in Dortmund: Vom Strukturwandel bis zum Wutbürger

Förderprojekte: Licht für dunkle Bahnunterführungen

Frankfurt am Main: Der Grüngürtel wird 20 Jahre alt

Guerilla-Gärtner: Mit Spaten, Pflanzen und Visionen

Peter Maffay: Schutzräume für benachteiligte Kinder

23

Fotos: Rainer Jahns / dpa picture alliance / Norbert Weidemann

Am Rande der Stiftungspreisverleihung 2011 im Dortmunder Signal-Iduna-Park lieferten sich BVB-Meistertrainer Jürgen Klopp (rechts) und „Lebendige Stadt"-Kuratoriumsvorsitzender Alexander Otto ein packendes Tischkicker-Duell.

Liebe Leserin, lieber Leser!

Hiddenhausen in Ostwestfalen und Ingelheim am Rhein sind in diesem Jahr die Gewinner unseres Stiftungspreises zum Thema „Die unverwechselbare Stadt: Identität, Heimat, Marke". Anerkennungen gingen nach Calau (Brandenburg), Leipzig, Leutkirch im Allgäu und ins polnische Posen. Unverwechselbar war auch der Ort der Preisverleihung: die größte Fußballarena Deutschlands, der Signal-Iduna-Park – Heimstätte des Fußballmeisters Borussia Dortmund. Der präsentierte sich auch bei der Stiftungspreisverleihung mit einem hochkarätig besetzten Team in Topform. Alle Einzelheiten zum Stiftungspreis und den Gewinnern erfahren Sie im Bericht ab Seite 16.

Ebenfalls einzigartig und unverwechselbar: das „Dortmunder U". Hier veranstaltete die „Lebendige Stadt" im November ihren elften Europakongress. Auf der von manchen schon als inoffizieller Städtetag bezeichneten Veranstaltung diskutierten rund 500 führende Vertreter aus Städten und Gemeinden über die Herausforderungen von morgen – vom Strukturwandel über leerstehende Kirchen bis hin zum Wutbürger. Welche Ideen und Anregungen die Kongressteilnehmer mitnehmen konnten, erfahren Sie ab Seite 6.

Mit Best-practice-Projekten möchte die Stiftung „Lebendige Stadt" den Kommunen immer wieder Anregungen geben, wie sich der städtische Raum mit einfachen Mitteln verschönern lässt. Ein Beispiel dafür ist die Illumination einer Bahnunterführung im Hamburger Schanzenviertel. Dieses Pilotprojekt hat bundesweit große Aufmerksamkeit gefunden – viele Städte und Gemeinden mit ähnlich dunklen Unterführungen sind an unsere Stiftung herangetreten. Mit Erfolg: Mit insgesamt 775.000 Euro fördert die „Lebendige Stadt" jetzt die künstlerische Illumination von weiteren 31 Bahnunterführungen in ganz Deutschland. Ein Praxishandbuch hilft zudem bei der Umsetzung (Seite 24).

Schutzräume für benachteiligte Kinder schaffen – das ist das zentrale Anliegen des Musikers Peter Maffay, der in diesem Sommer mit seiner Stiftung im rumänischen Radeln ein Ferienheim für traumatisierte Kinder aus aller Welt eröffnet hat. Über seine Motivation und seine weiteren Pläne hat das Journal „Lebendige Stadt" am Rande des Dortmunder Kongresses mit dem Musiker gesprochen. Lesen Sie das ausführliche Interview mit Peter Maffay ab Seite 20.

Grün und Natur in der Stadt – mit diesem Thema befasst sich der Beitrag zum 20-jährigen Bestehen des Frankfurter Grüngürtels. Dieses allseits beliebte Naherholungsgebiet soll jetzt mit „grünen Radialen" noch besser an die Region und die Innenstadt angebunden werden (Seite 26). Städtische Begrünung „aus dem Untergrund" betreiben sogenannte Guerilla-Gärtner, die mit ihren Pflanzaktionen urbane Brachflächen verschönern wollen. Welche Konflikte und Potenziale mit dieser Bewegung verbunden sind, zeigt ein jetzt erschienenes Buch (Seite 28).

Mit einem jungen Ensemble und gleich vier Premieren ist das Theaterhaus Jena gerade in die neue Spielzeit gestartet – mit abstrakten „mobilen Skulpturen" will das Haus in der Stadt auf sein Programm aufmerksam machen (Seite 30). Weitere Themen dieser Journalausgabe sind die „Wächterhäuser" in Leipzig (Seite 32), der „Zirkus der Generationen" in Arnsberg (Seite 34) und die Bemühungen einer Arbeitsgemeinschaft in Brandenburg, historische Stadtkerne zur touristischen Marke zu machen (Seite 31).

Und jetzt wünschen wir Ihnen viel Freude mit dieser neuen Ausgabe des Journals „Lebendige Stadt".

Links:
Weihnachtsmarkt in Prag vor der Nikolauskirche auf dem Altstädter Ring.

Großes Titelbild:
Gewinnerfoto bei der Stiftungspreisverleihung 2011 im Signal-Iduna-Park in Dortmund.

Kleines Titelbild:
Peter Maffay hilft mit einem Förderprojekt Kindern im rumänischen Radeln.

Die Stiftung „Lebendige Stadt“

Stiftungsrat

Vorsitzender:
Dr. Hanspeter Georgi,
Minister für Wirtschaft
und Arbeit a.D. Saarland
Weitere Mitglieder:
Dr. Daniel Arnold,
Vorstandsvorsitzender
Deutsche Reihenhaus AG
Dr. Gregor Bonin,
Beigeordneter Düsseldorf
Heinz Buschkowsky,
Bezirksbürgermeister Berlin-Neukölln
Dr. Karl-Heinz Daehre,
Minister Landesentwicklung
und Verkehr a.D. Sachsen-Anhalt
Raimund Ellrott,
GMA Gesellschaft für Markt
und Absatzforschung
Dr. Alexander Erdland,
Vorstandsvorsitzender Wüstenrot &
Württembergische AG
Arved Fuchs,
Polarforscher
Dr. Roland Gerschermann,
Geschäftsführer F.A.Z. GmbH
Dr. Herlind Gundelach,
Senatorin für Wissenschaft
und Forschung a.D. Hamburg
Michael Hahn,
Vorstand DB Regio AG
Joachim Herrmann, MdL,
Innenminister Bayern
Susanne Heydenreich,
Intendantin Theater der Altstadt Stuttgart
Dr. Eckart John von Freyend,
Ehrenpräsident ZIA
Burkhard Jung,
Oberbürgermeister Leipzig
Ingeborg Junge-Reyer,
Bürgermeisterin und Senatorin
für Stadtentwicklung Berlin
Folkert Kiepe,
Beigeordneter Deutscher Städtetag
Maik Klokow,
Geschäftsführer „Mehr! Entertainment“
Matthias Kohlbecker,
Kohlbecker Architekten & Ingenieure
Prof. Dr. Rainer P. Lademann,
Geschäftsführer Dr. Lademann & Partner
Hermann-Josef Lamberti,
Vorstand Deutsche Bank
Lutz Lienenkämper, MdL,
Stv. Vorsitzender CDU-Landtagsfraktion NRW
Dr. Eva Lohse,
Oberbürgermeisterin Ludwigshafen
Prof. Dr. Engelbert Lütke Daldrup,
Agentur für Stadtentwicklung,
Staatssekretär a.D.
Johannes Mock-O'Hara,
Geschäftsführer Stage Entertainment
Ingrid Mössinger,
Generaldirektorin
Kunstsammlungen Chemnitz
Klaus-Peter Müller,
Aufsichtsratsvorsitzender Commerzbank AG
Helma Orosz,
Oberbürgermeisterin Dresden
Aygül Özkan,
Ministerin für Soziales, Frauen, Familie,
Gesundheit und Integration Niedersachsen
Reinhard Paß,
Oberbürgermeister Essen
Gisela Piltz, MdB,
Stv. Vorsitzende der FDP-Bundestagsfraktion
Matthias Platzeck, MdL,
Ministerpräsident Brandenburg
Jürgen Roters,
Oberbürgermeister Köln
Dr. Dieter Salomon,
Oberbürgermeister Freiburg i.B.
Dr. Thomas Schäfer,
Finanzminister Hessen
Bärbel Schomberg,
CEO und Gesellschafterin Schomberg & Co.
Real Estate Consulting
Dr. Albrecht Schröter,
Oberbürgermeister Jena
Edwin Schwarz,
Dezernent für Planen, Bauen, Wohnen und
Grundbesitz Frankfurt/Main
Prof. Dr. Burkhard Schwenker,
Chairman Supervisory Board, Roland Berger
Strategy Consultants
Dr. Johannes Teyssen,
CEO E.ON AG
Prof. Christiane Thalgott,
Stadtbaurätin i.R. München
Dr. Bernd Thiemann,
Aufsichtsratsvorsitzender HRE Holding
Markus Ulbig,
Innenminister Sachsen
Prof. Jörn Walter,
Oberbaudirektor Hamburg
Prof. Dr. Martin Wentz,
Geschäftsführer WCP
Dr. Joachim Wieland,
Sprecher der Geschäftsführung
aurelis Real Estate

Kuratorium

Vorsitzender:
Alexander Otto,
Geschäftsführungsvorsitzender ECE
Stellvertretender Vorsitzender:
Wolfgang Tiefensee, MdB,
Bundesminister a.D.
Weitere Mitglieder:
Prof. Dr. Willi Alda,
Universität Stuttgart
Dr. Jürgen Bersuch,
Vorstand Werner Otto Stiftung
Peter Harry Carstensen, MdL,
Ministerpräsident Schleswig-Holstein
Thomas Köntgen,
Vorstand Eurohypo AG
Hildegard Müller,
Vorsitzende Hauptgeschäftsführung Bundes-
verband Energie- und Wasserwirtschaft e.V.
Olaf Scholz,
Erster Bürgermeister Hamburg
Dr. Michael Vesper,
Generaldirektor Deutscher
Olympischer Sportbund

Vorstand

Vorsitzender:
Dr. Andreas Mattner,
Präsident ZIA Deutschland,
Geschäftsführer ECE
Weitere Mitglieder:
Michael Batz,
Theatermacher und Szenograf
Friederike Beyer,
Geschäftsführerin Beyer und Partner
Gerhard Fuchs,
Staatsrat für Stadtentwicklung
und Umwelt a.D. Hamburg
Robert Heinemann, MdHB,
GF Lebendige Stadt Veranstaltungs GmbH
Prof. Dr. Dittmar Machule,
Em. Professor HafenCity Universität
Hamburg, Department Stadtplanung
Prof. h.c. Dr. h.c. Fritz Schramma,
Oberbürgermeister a.D. Köln

Impressum

Journal „Lebendige Stadt“
Nr. 23/Dezember 2011
Herausgeber:
Stiftung „Lebendige Stadt“
Saseler Damm 39
22395 Hamburg
Redaktion:
Ralf von der Heide
(Chefredakteur, verantw.),
Andrea Peus (Stellv. Chefredakteurin)
Autoren dieser Ausgabe:
Rando Aust
(Bevollmächtigter des Vorstands
Stiftung „Lebendige Stadt“),
Dr. Jörg Dräger
(Vorstandsmitglied
Bertelsmann Stiftung),
Eva Fischl
(Redakteurin Passauer Neue Presse),
Gerhard Fuchs
(Staatsrat a.D. Hamburg),
Joachim Göres
(Freier Journalist),
Mechthild Harting
(Redakteurin
Frankfurter Allgemeine Zeitung),
Christiane Harriehausen
(Freie Journalistin),
Margaret Heckel
(Freie Journalistin),
Patrick Huhn
(Buchautor),
Danuta Schmidt
(Freie Journalistin),
Jonas Zipf
(Theaterhaus Jena)
Sitz der Redaktion:
Saseler Damm 39
22395 Hamburg
Tel: 040/60876173
Fax: 040/60876187
Internet: www.lebendige-stadt.de
E-Mail: redaktion@lebendige-stadt.de
Art Direction und Layout:
Heike Roth
Druck:
SocietätsDruck
Frankenallee 71-81
60327 Frankfurt am Main
Auflage:
20.000 Exemplare
Das Journal „Lebendige Stadt“
erscheint zweimal im Jahr.

Inhalt

6
Städtekongress im U-Turm:
Auf der elften Europakonferenz der Stiftung „Lebendige Stadt" diskutierten rund 500 führende Vertreter aus Städten und Gemeinden über die Herausforderungen von morgen – vom Strukturwandel über leerstehende Kirchen bis hin zum Wutbürger.

30
Pop.Up in Jena:
Das Theaterhaus Jena ist im November mit einem jungen Ensemble und gleich vier Premieren in die neue Spielzeit gestartet – mit abstrakten „mobilen Skulpturen" macht das Haus in der Stadt auf sein Programm aufmerksam.

16
Stiftungspreis 2011:
220 Städte und Gemeinden aus ganz Europa haben sich am diesjährigen Wettbewerb zum Thema „Die unverwechselbare Stadt" beteiligt – Gewinner sind Hiddenhausen und Ingelheim.

31
Im Kern einzigartig:
In Brandenburg kümmert sich eine Arbeitsgemeinschaft seit 20 Jahren um den Erhalt historischer Stadtkerne – aus der Denkmal-Idee ist inzwischen erfolgreiches Tourismus-Marketing geworden.

20
Schutzräume für Kinder:
Der Musiker Peter Maffay kümmert sich mit seiner Stiftung um traumatisierte Kinder aus aller Welt – sein neuestes Projekt im rumänischen Radeln wurde in diesem Sommer eröffnet.

32
Bum-Bum im Wächterhaus:
In vielen Städten verfallen Tausende von Altbauwohnungen. In Leipzig setzt sich der Verein „HausHalten" mit einer einfachen Idee für den Erhalt von lange leerstehenden Gründerzeithäusern ein.

24
Licht für dunkle Unterführungen:
Die „Lebendige Stadt" fördert mit insgesamt 775.000 Euro die künstlerische Illumination von 31 Bahnunterführungen in ganz Deutschland – bei der Umsetzung hilft ein kostenloses Praxishandbuch als „Gebrauchsanweisung".

34
Zirkus der Generationen:
Arnsberg wurde 2010 von der „Lebendigen Stadt" als seniorenfreundlichste Stadt ausgezeichnet und gilt mittlerweile deutschlandweit als Musterbeispiel für ein gelungenes Miteinander der Generationen.

26
Der grüne Ring um Frankfurt:
Die Mainmetropole feiert das 20-jährige Bestehen des Grüngürtels – und plant, das Naherholungsgebiet mit „grünen Radialen" besser an die Region und die Innenstadt anzubinden.

38
Transparenz für die Zukunft:
Angesichts schrumpfender Einwohnerzahlen und steigender Schulden bleibt vielen Kommunen kaum Geld, um in junge Menschen zu investieren. Ein von der Bertelsmann Stiftung entwickeltes Sozialraum-Monitoring soll helfen, die knappen Ressourcen wirksamer und bedarfsgerechter einzusetzen.

28
Mit Spaten Pflanzen und Visionen:
In vielen Städten sind sogenannte Guerilla-Gärtner unterwegs, die mit ihren Pflanzaktionen Brachflächen verschönern wollen – welche Konflikte und Potenziale mit dieser Bewegung verbunden sind, zeigt ein jetzt erschienenes Buch.

3 Editorial

4 Stiftungsgremien

4 Impressum

14 Stadtnachrichten

36 Stadtnachrichten

VON ANDREA PEUS

Städtekongress im U-Turm: Bunt, lebendig, konstruktiv

Internationale Städtekonferenz in Dortmund: Rund 500 führende Vertreter aus deutschen und europäischen Städten und Gemeinden sind am 10. und 11. November auf Einladung der Stiftung „Lebendige Stadt" zum elften Europäischen Städtekongress in der Kuppel des „Dortmunder U" zusammengekommen.

Foto: Norbert Weidemann

Moderatorin Angela Elis leitete das Impulsgespräch zum Thema Nachnutzungen mit Schleswig-Holsteins Ministerpräsident Peter Harry Carstensen (links) und Ex-Verteidigungsminister Rudolf Scharping.

Reinhard Müller, Vorstand EUREF AG.

Alexander Möller, DB Regio AG.

Niels Tørsløv, Verkehrsdezernat Kopenhagen.

Vom demografischen Wandel sind vielerorts auch Gotteshäuser betroffen: (von links) Theologin Prof. Dr. Margot Käßmann, Dortmunds Oberbürgermeister Ullrich Sierau und Alexander Otto, Kuratoriumsvorsitzender der Stiftung „Lebendige Stadt".

Die Referenten und Teilnehmer der internationalen Konferenz, die „manche schon als inoffiziellen Städtetag sehen" (Westdeutsche Allgemeine Zeitung vom 11. November 2011), diskutierten unter dem Motto „Die neue Stadt" nicht nur über ausgemusterte Militärflächen und leere Gotteshäuser, sondern auch über zukunftsfähige Energieversorgung, Wutbürger, Emotionen und neue Beteiligungsmodelle.

„Den Ort unserer Konferenz haben wir wieder ganz bewusst ausgesucht – und ich bin sicher, wir hätten kaum einen passenderen finden können", sagte Dr. Andreas Mattner, Vorstandsvorsitzender der Stiftung „Lebendige Stadt", in seiner Begrüßungsrede. Das „Dortmunder U" – einstiges Kellereihochhaus der Union-Brauerei – dient heute als Zentrum für Kunst und Kreativität und symbolisiert den gelungenen und zukunftsweisenden Strukturwandel einer ganzen Region. „Damit ist das Dortmunder U ein echtes Leuchtturmprojekt, von dem wir lernen können, wie sich urbanes Leben in Zukunft gestalten lässt", sagte Mattner.

»In der Schule und bei Doktorarbeiten ist abgucken verboten, aber nicht bei der Ideenbörse zum Strukturwandel.«

Peter Harry Carstensen, Ministerpräsident von Schleswig-Holstein

Das Ruhrgebiet als Musterbeispiel für den Strukturwandel – das hörte auch Dortmunds Oberbürgermeister Ullrich

Diskussionsrunde zur Nachnutzung von Sakralbauten: (von links) Dr. Martin Grimm (Beiratsvorsitzender Martin-Luther-Forum), Mickey Bosschert (Reliplan Amsterdam), Moderator Matthias Bongard, Prof. Dr. Margot Käßmann (Theologin Ruhr-Uni Bochum), Prälat Dr. Peter Klasvogt (Direktor Sozialinstitut Kommende Dortmund).

Sierau gerne und unterstrich die positive Entwicklung des Ruhrgebiets zu einer modernen Wissenschafts-, Hochschul- und Kulturregion. Und auch in puncto „Neue Nutzungen" habe die Ruhrregion mit dem Phoenix-See, der Zeche Waltrop und dem Krupp-Park Essen bereits einige gelungene „Best-practice"-Beispiele vorzuweisen, betonte Sierau (siehe Kasten).

„Zechensterben und Bergwerkstilllegungen waren gestern. Heute geht es um Kasernenschließungen und Kirchenverkäufe", sagte Alexander Otto, Kuratoriumsvorsitzender der Stiftung „Lebendige Stadt", in seinem Impulsreferat und schloss damit nicht nur den Bogen zu den Aufgaben des „Strukturwandels 2.0", sondern stimmte die Kongressteilnehmer auch auf viele spannende Themen mit hochkarätigen Referenten ein.

»Zu den Bundesliga-Spielen gehen am Wochenende 700.000 Fans in die Stadien. In den Sonntags-Gottesdienst gehen fünf Millionen.«

Prof. Dr. Margot Käßmann, ehemalige EKD-Ratsvorsitzende

Den Anfang machten Peter Harry Carstensen, Ministerpräsident von Schleswig-Holstein, und Rudolf Scharping, Ex-Bundesverteidigungsminister und Ex-Ministerpräsident von Rheinland-Pfalz, mit dem Thema „Neue Nutzungen". Die beiden Politiker, die in der Vergangenheit schon selbst tiefgreifende Entscheidungen zu Nachnutzungen getroffen haben, nahmen aufgrund der aktuellen Standortschließungen der Bundeswehr immer wieder Bezug auf konkrete Fälle. „Wir brauchen dringend Ideen und Anregungen, damit in die aufgegebenen Gebäude wieder Leben einzieht", appellierte Carstensen. Neben Ideen brauche es aber auch Geld, das die öffentliche Hand nicht (mehr) habe. „Wir müssen die Schulden runterbringen. Das ist dringend notwendig", forderte er. Gebundene Hände zu haben, sei etwas ganz Furchtbares, sagte der Landesvater. In Zeiten des Strukturwandels brauche man aber vor allem die Akzeptanz der Bürger. „Millionengräber entstehen dort, wo die Bürger nicht eingebunden sind", sagte Rudolf Scharping. Um zu gewährleisten, dass die vorhandenen Mittel dort eingesetzt würden, wo sie am dringendsten benötigt werden, müssten die Kommunen und Länder stärker eingebunden werden. Denn mit einer beleuchteten Schafswiese, die als Gewerbegebiet deklariert sei, sei schließlich niemanden geholfen, so Scharping. „Ein Strukturwandel braucht immer eine klare Zielsetzung – und einen langen Atem."

Doch mit den Kasernenschließungen ist es nicht getan. Im Zuge des demografischen Wandels werden in Zukunft auch immer mehr Gotteshäuser leer stehen. Aber welche Art von Nutzung bietet sich hier an? „Die Kirchen sollten sorgsam umfunktioniert werden", forderte Prof. Dr. Margot Käßmann, ehemalige EKD-Ratsvorsitzende. Eine Wellness-Oase oder ein Bordell hielt Käßmann, die derzeit Gast-Professorin an der Ruhr-Uni

Kulturelles und kreatives Potential – davon hat das Ruhrgebiet eine ganze Menge. Drei der interessantesten „Best-practice"-Projekte der Region:

Krupp-Park Essen – Europas größtes innerstädtisches Revitalisierungsprojekt

Das Gelände, auf dem früher einmal die Kruppschen Gussstahlwerke standen, lag viele Jahre brach. Dank der Unterstützung der Stiftung „Lebendige Stadt" ist in dem neu gestalteten und begrünten Krupp-Park nicht nur eine ganz neue Freizeit- und Erlebnislandschaft entstanden. Der Krupp-Park verbindet auch den westlichen Stadtteil Altendorf mit Essens Stadtmitte und lässt damit die Stadtquartiere zusammenrücken.

Zeche Waltrop – vom Steinkohlebergwerk zum modernen Büroareal

1974 wurden in der Zeche Waltrop mit 2.021 Beschäftigten noch 1,13 Millionen Tonnen Kohle gefördert. 1979 wurde die Zeche stillgelegt – und 1988 unter Denkmalschutz gestellt. Damit ist die Zeche Waltrop neben der Zeche Zollverein in Essen das größte zusammenhängende Hallenensemble des Ruhrgebiets. Im Rahmen der Internationalen Bauausstellung Emscher Park (1989-1999) wurde das 38 Hektar große Gelände saniert und bietet heute, auch durch die etwa 40 Neuansiedlungen, circa 350 Arbeitsplätze.

Phoenix-See Dortmund – vom Stahlwerk zum Wohn- und Freizeitparadies

Die Idee klang ziemlich kühn: Mitten im Ruhrgebiet ein Stahlwerk abzureißen und stattdessen einen See mit Segelhafen, Büros, Wohnhäusern und einer „Kulturinsel" anzulegen. Heute ist der rund 24 Hektar große Phoenix-See bereits gefüllt. Auf dem etwa 99 Hektar großen Gelände der ehemaligen Hermannshütte in Dortmund-Hörde entstehen zur Zeit hochwertige Wohneinheiten, Gebäude für Gewerbe und Büros, ein Yachthafen, eine Seebühne, Vergnügungsinseln, eine Promenade und Gastronomie.

Gesprächsrunde zu Best-practice-Beispielen in Nordrhein-Westfalen: (von links) Anne Heck-Guthe (Bürgermeisterin Waltrop), Reinhard Paß (Oberbürgermeister Essen), Dr. Gregor Bonin (Planungsdezernent Düsseldorf), Ursula Klischan (Phoenix See Entwicklungsgesellschaft), Dr. Jürgen Gehb (Vorstandssprecher Bundesanstalt für Immobilienaufgaben).

Fotos: Norbert Weidemann / Pauline Faby

Diskussion zum Thema Bürgerbeteiligung: (von links) Markus Priesterath (Bundeszentrale für politische Bildung), Christian Ulbrich (CEO Jones Lang LaSalle Europe), Dr. Gabi Huber (Nationalrätin Schweizer Kanton Uri), Prof. Dr. Hans J. Lietzmann (Bergische Universität Wuppertal) und Prof. Engelbert Lütke Daldrup (Staatssekretär a.D.).

Bochum ist, für nicht vorstellbar. Dem pflichtete auch die niederländische Immobilienmaklerin Mickey Bosschert bei. „Kirchen sind mit vielen emotionalen Erinnerungen und Gefühlen wie Taufen und Hochzeiten verbunden. Das muss bei der Nachnutzung unbedingt berücksichtigt werden", sagte sie.

Dass es durchaus gelungene Neunutzungen gibt, zeigte Dr. Martin Grimm, Beiratsvorsitzender des Martin-Luther-Forums, am Beispiel der ehemaligen Markuskirche in Gladbeck. Der sanierte 60er-Jahre-Bau wird heute als Kulturzentrum genutzt, in dem neben Symposien, Talk-Runden, Vorträgen und Werkstatt-Angeboten auch Konzerte und künstlerische Darbietungen stattfinden. Dass der Umbau von Sakralbauten gerade bei den Architekten außerordentlich beliebt ist, „ist in Zeiten, in denen sich die Menschen zunehmend von der Kirche entfremden, hochinteressant", sagte Prälat Dr. Peter Klasvogt, Direktor der Katholischen Akademie Schwerte und der Kommende Dortmund, dem Sozialinstitut des Erzbistums Paderborn. „Denn hier stellt sich ja durchaus die Frage nach dem Neuen, das diesen Raum füllt." Wie aber gelingt der Spagat zwischen Strukturwandel und Identität? Die hochkomplexe Antwort auf diese Frage gab der renommierte deutsche Stadtsoziologe Prof. Dr. Walter Siebel von der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg. Er beschrieb unsere Städte als Orte von Spannungen und Ambivalenzen – zwischen Geschichte und Gegenwart, Chaos und Ordnung, Vertrautem und Neuem. Genau das sei aber auch wichtig, so der Professor, denn Städte bräuchten Nischen für Kreativität, Erneuerung und kulturelles Potential.

Liegenschaften wie der Phoenix-See in Dortmund oder der Krupp-Park in Essen bieten den Städten „eine historische Chance", sagte Dr. Jürgen Gehb, Sprecher des Vorstandes der Bundesanstalt für Immobilienaufgaben. In den nächsten Jahren werden aufgrund der aufgegebenen Bundeswehrstandorte sowie der Standorte der Gaststreitkräfte weitere Areale zu veräußern sein, so Gehb.

„Reglementierte Basisdemokratie": Dr. Gabi Huber, Nationalrätin des Schweizer Kantons Uri.

Thema: „Neue Infrastruktur"

Ein weiteres großes Thema moderner Städte ist der Aufbau einer neuen Infrastruktur, denn die ist teuer. Umso wichtiger ist es für die Städte, hier frühzeitig die richtigen Weichen zu stellen. Was aber genau heißt das? Sind Glasfasernetze heute bedeutender als ein Autobahnanschluss? Oder sollte eine Stadt besser in kostenlose WLAN-Netze investieren als in öffentliche Bücherhallen? Sind Fahrradwege wichtiger als Straßen? Und brauchen wir eigentlich an allen Parkplätzen künftig eine Steckdose? Um auf diese und andere Fragen eine Antwort zu finden, haben Europas Städte in Pilotprojekten bereits zahlreiche Erfahrungen gesammelt. Beim elften Städtekongress der Stiftung „Lebendige Stadt" standen einige der wichtigsten Projekte im Mittelpunkt – wie die Schaffung CO_2-neutraler Quartiere, die Ausweitung von E-Mobility, die Entwicklung fahrradfreundlicher Städte und der Ausbau

„Volksentscheide – mehr Demokratie oder Flucht aus der Verantwortung?" Darüber sprachen (v.l.) Rezzo Schlauch (Parlamentarischer Staatssekretär a.D.), Dr. Jörg Dräger (Vorstand Bertelsmann Stiftung) und Ole von Beust (Erster Bürgermeister a.D. Hamburg).

des Breitbandinternets. EUREF-Vorstand Reinhard Müller berichtete über Berlins erstes CO_2-neutrales Stadtquartier, Niels Tørsløv, Leiter des Straßenverkehrsamts von Kopenhagen, über die positiven Erfahrungen der Velocity Kopenhagen und Holger Hille von T-Systems über das Pilotprojekt „T-City Friedrichshafen".

Thema: „Neue Beteiligungskultur"

Am zweiten Veranstaltungstag konzentrierte sich der Städtekongress auf das Thema „Neue Beteiligungskultur". Bürgerproteste und Großdemonstrationen, sinkende Wahlbeteiligung und rückläufige Mitgliederzahlen der politischen Parteien – immer mehr Bürger fühlen sich durch die Politik nicht mehr hinreichend vertreten und bringen ihren Unmut direkt

»Vielleicht sollten wir uns zu Beginn neuer Projekte überlegen, wie man die Bürger einbinden kann, um die Planungsprozesse zu beschleunigen und langfristig auch wettbewerbsfähiger zu werden.«

Prof. Dr. Hans J. Lietzmann, Leiter der Planungszelle Bürgerbeteiligung von der Bergischen Universität Wuppertal

zum Ausdruck. Der Journalist Gerhard Matzig hat sich in seinem Buch „Einfach nur dagegen – wie wir unseren Kindern die Zukunft verbauen" im Vorfeld des Kongresses bereits ausgiebig mit den neuen „Wutbürgern" auseinandergesetzt. Beim Stiftungskongress sagte er: „Es gibt viel Wut und ich glaube, das ist das Kernproblem in Deutschland. Es wird viel blockiert." Gleichzeitig fragte er sich: „Liegt es am Alter unserer Gesellschaft, dass wir Veränderungen so viel kritischer gegenüberstehen als noch vor ein paar Jahren?" Der Feuilletonist der „Süddeutschen Zeitung" sieht hier die Politik in der Pflicht. Es sei Aufgabe der Demokratie, die Wut der Bürger in Engagement zu übersetzen. Doch dafür müsse man die Bürger rechtzeitig mitnehmen.

Hierbei können neue, innovative Instrumente der Bürgerbeteiligung helfen – wie beispielsweise die Planungszelle. Dabei handele es sich um einen per Zufallsverfahren zusammengestellten Bevölkerungsquerschnitt, bei dem sich jeder Teilnehmer über ein bestimmtes Thema – u.a. durch Anhörung von Experten – informieren und Stellung beziehen müsse, erläuterte Prof. Dr. Hans J. Lietzmann, Leiter der Forschungsstelle Bürgerbeteiligung von der Bergischen Universität Wuppertal. „Das hat den Vorteil, dass nicht nur die üblichen Verdächtigen zu Wort kommen, sondern alle", sagte Lietzmann. Gerade bei Zukunftsentscheidungen sei es wichtig, „dass wir der Gesellschaft unsere Visionen plausibel machen und die Bürger die Entscheidung mittragen", argumentierte der Professor in der anschließenden Diskussionsrunde, die von Prof. Dr. Engelbert Lütke Daldrup, Agentur für Stadtentwicklung, moderiert wurde und an der neben Prof. Lietzmann auch Dr. Gabi Huber, Nationalrätin des Schweizer Kantons Uri, Christian Ulbrich, CEO Jones Lang LaSalle Europe, und Markus Priesterath von der Bundeszentrale für politische Bildung teilnahmen.

Oben: Panoramablick von der Dachterrasse des Dortmunder U. Das einstige Kellereihochhaus der Union-Brauerei ist heute ein Zentrum für Kunst und Kreativität.

Fotos: Norbert Weidemann

»In Hamburg wird alle zehn Jahre über eine Elbvertiefung diskutiert. Da gibt es viele starke Argumente dafür – aber auch dagegen. Doch Schiffe werden nun mal größer. Wir müssen uns der Welt stellen, wenn wir uns dem Wettbewerb stellen wollen.«

Christian Ulbrich, CEO EMEA, Jones Lang LaSalle Europe.

„Doch wer soll beispielsweise bei einem geplanten Bauvorhaben entscheiden?", fragte Lütke Daldrup die Runde. „Nur die betroffenen Bürger oder auch andere?" In der Schweiz hat man darauf eine klare Antwort. „Wir leben seit Jahrhunderten in einer reglementierten Basisdemokratie. Volksentscheide betreffen entweder die Kantone, Kommunen oder das ganze Land", sagte Dr. Gabi Huber. Da gäbe es zwar durchaus auch die „Tyrannei der Mehrheiten", die sich das Recht der Abstimmung nicht nehmen lassen. „Doch das muss man in Kauf nehmen", so Huber. Dazu rät auch Markus Priesterath. So würden bei Zukunftsentscheidungen ältere Menschen beispielsweise auch an ihre Kinder und Enkel denken und haben „eher das große Ganze im Blick", sagte Priesterath.

Konflikte lassen sich aber nicht immer vermeiden. Schnell sind die Fronten verhärtet. Für Prof. Dr. Johann-Dietrich Wörner, Vorsitzender des Vorstands des Deutschen Zentrums für Luft- und Raumfahrt, hat sich die Mediation als gut funktionierendes Schlichtungsinstrument bewährt. Als Schlichter bei Stuttgart 21 und dem Ausbau des Frankfurter Flughafens konnte er mit der Mediation bereits einige Erfolge verbuchen. Bei einer Mediation komme es im Wesentlichen darauf an, den am Konflikt Beteiligten gut zuzuhören, herauszufinden, was genau sie stört beziehungsweise, was sie anstreben – um dann eine für alle akzeptable Lösung zu finden.

Alexander Otto, Kuratoriumsvorsitzender der Stiftung „Lebendige Stadt".

Schauplatz der Abendveranstaltung: die Stahlhalle der Deutschen Arbeitsschutzausstellung (DASA).

Mit 3D-Brillen in der Ausstellung „Arbeitswelt der Zukunft".

Historische Textilfabrik im DASA-Museum.

Das Ensemble des Musicals „Cats" sorgte für beste Unterhaltung.

Der Musiker Peter Maffay stellte den Kongressteilnehmern sein Kinderhilfsprojekt im rumänischen Radeln vor.

Fotos: Norbert Weidemann

Percussion-Show von „Big City Steel" aus Neunkirchen.

Hildegard Müller, Hauptgeschäftsführerin Bundesverband Energie- und Wasserwirtschaft.

Zu den Ausstellungsstücken in der DASA-Stahlhalle gehört auch eine alte Straßenbahn.

»Wettbewerbsfähig oder demokratisch? Ich bin immer für die Demokratie.«

Rezzo Schlauch, Parlamentarischer Staatssekretär a.D.

In der abschließenden Diskussionsrunde mit Rezzo Schlauch, Parlamentarischer Staatssekretär a.D., und Ole von Beust, Erster Bürgermeister a.D. der Freien und Hansestadt Hamburg, ging es um die Frage „Volksentscheide – mehr Demokratie oder Flucht aus der Verantwortung?" Dabei reflektierten die beiden Politiker unter anderem über ihre eigenen Erfahrungen mit Volksentscheiden. Diese seien nicht nur deutlich interessengetriebener als normale Wahlen, sondern in Kombination mit der Presse, die wiederum ihre ganz eigenen Interessen verfolge, auch stark emotionalisiert, sagte von Beust. „Aber auch diese Emotionen fallen nicht vom Himmel", konterte Schlauch, war sich dann aber mit von Beust einig, dass man die Bürger frühzeitig an Prozessen und Entscheidungen teilhaben lassen sollte. Hier gäbe es inzwischen viele Möglichkeiten, diese für die Bürger transparent zu machen. „Heute würde ich mit einer gut gestalteten Internetseite auf die Öffentlichkeit zugehen, auf der die Leute abstimmen können", sagte von Beust. Transparenz und Mitbestimmung seien dabei kein Widerspruch zur Demokratie, sondern würden diese sogar stärken, fasste Dr. Jörg Dräger, Vorstandsmitglied der Bertelsmann Stiftung und Moderator der Gesprächsrunde, das Gesagte zusammen. „Es gilt, Wege gemeinsam zu gestalten".

»Ich bin für Transparenz, alles andere sorgt für Unmut.«

Ole von Beust, Erster Bürgermeister a.D. der Freien und Hansestadt Hamburg

Während der Dortmunder Städtekonferenz hatten die Teilnehmer reichlich Gelegenheit zum Dialog – so unter anderem bei der Abendveranstaltung im Gebäude der DASA, einer Erlebnisausstellung zum Arbeitsschutz. Hauptrednerin des Abends war Hildegard Müller, Vorsitzende der Hauptgeschäftsführung des Bundesverbands der Energie- und Wasserwirtschaft, die in ihrem Vortrag auf die neue Stadtgesellschaft und ihre Herausforderungen einging. Musikalisch umrahmt wurde der Abend vom Ensemble des Musicals „Cats" und einer Percussion-Show des Musik-Text-Projektes „Big City Steel" aus Neunkirchen.

Ein weiterer Höhepunkt der Dortmunder Konferenz war das Sondereferat des Musikers Peter Maffay, der den Kongressteilnehmern sein Kinderhilfsprojekt im rumänischen Radeln vorstellte. Dort hat die Peter Maffay Stiftung ein Ferienheim für traumatisierte Kinder errichtet (dazu ausführlicher Bericht und Interview, Seite 20-23).

Schauplatz des Stiftungskongresses 2012: Das 660 Meter lange und neun Etagen hohe „The Squaire" am Frankfurter Flughafen gilt als größtes Bürogebäude Deutschlands.

Stadtnachrichten

Bei der Verleihung des Bundesverdienstkreuzes: Commerzbank-Aufsichtsratsvorsitzender Klaus-Peter Müller (rechts) mit seiner Frau Petra und Hessens Ministerpräsident Volker Bouffier.

Die Galerie Tate Modern in London zeigt Werke von Gerhard Richter.

Kongress 2012: „Stadtleben in 3D" in Frankfurt

Gerade erst ist der elfte Stiftungskongress „Die neue Stadt" im Dortmunder U zu Ende gegangen, da richten sich die Blicke schon gespannt auf die nächste große Jahrestagung der Stiftung „Lebendige Stadt" in Frankfurt am Main. Thema dort: „Stadtleben in 3D: Wohnen – Arbeiten – Sein?". Schauplatz der Veranstaltung vom **5. bis 7. September 2012** ist das neu eröffnete „Squaire" am Frankfurter Flughafen. Erwartet werden hochkarätige Fachreferenten aus Kommunen, Politik, Wirtschaft, Wissenschaft und Kultur, die sich gemeinsam mit den Kongressteilnehmern aus ganz Europa über zukunftsweisende Stadtkonzepte austauschen. „Zentrales Anliegen unserer Konferenz ist der Know-how-Austausch zwischen den Kommunen und die Präsentation von Best-practice-Konzepten", so Dr. Andreas Mattner, Vorstandsvorsitzender der Stiftung „Lebendige Stadt". Nähere Programminformationen zum internationalen Stiftungskongress 2012 sowie die genauen Anmeldemodalitäten finden Sie in Kürze im Internet unter www.lebendige-stadt.de.

Großes Bundesverdienstkreuz für Stiftungsrat Klaus-Peter Müller

Große Ehre für „Lebendige Stadt"-Stiftungsrat Klaus-Peter Müller: Aus den Händen des hessischen Ministerpräsidenten Volker Bouffier erhielt der ehemalige Präsident des Bundesverbandes Deutscher Banken das Große Verdienstkreuz des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland. „Unsere Gesellschaft ist auf Menschen angewiesen, die über die tägliche Pflichterfüllung hinaus eigene Interessen zurückstellen, um sich dem Gemeinwohl zu widmen. Klaus-Peter Müller ist eine Persönlichkeit, die dem gelebten bürgerschaftlichen Engagement ein Gesicht gibt. Für unsere Gesellschaft ist sein Wirken von großer Bedeutung", würdigte Volker Bouffier den Geehrten im Rahmen einer Feierstunde. Klaus-Peter Müller ist seit fast zwei Jahrzehnten ehrenamtlich in verschiedenen Bereichen tätig.

Große Richter-Retrospektive startet in Tate Modern

Fünf Jahrzehnte des künstlerischen Schaffens von Gerhard Richter stellt die Tate Modern in London in einer großen Retrospektive vor. Die Ausstellung mit dem Titel „Gerhard Richter: Panorama" will die Eckpunkte seiner Entwicklung nachvollziehen. Beginnend mit den auf Fotografien basierenden realistischen Gemälden der 60er Jahre, beleuchtet die Schau das Werk Richters bis hin zur abstrakten Malerei und den großen Glasskulpturen des letzten Jahrzehnts. Die Ausstellung ist bis zum 8. Januar 2012 in London zu sehen, danach vom 12. Februar bis 13. Mai 2012 in der Neuen Nationalgalerie in Berlin, im Sommer dann im Centre Pompidou in Paris.

Deutschlands erste beheizbare Brücke

Die Gemeinde Berkenthin in Schleswig-Holstein hat als erste Kommune in Deutschland eine Brücke mit „Fußbodenheizung". Um die Fahrbahn der neuen Brücke, die im Zuge der Bundesstraße 208 über den Elbe-Lübeck-Kanal führt, im Winter eisfrei zu halten, wird aus einem 80 Meter tiefen Brunnen elf Grad warmes Wasser durch ein Röhrensystem im Asphaltbelag geleitet. Auf diese Weise sollen Glätteunfälle vermieden werden. Der Brückenneubau ist ein Pilotprojekt. Bund und Land wollen testen, ob eine solche Brückenheizung wirtschaftlich zu betreiben ist und zu mehr Verkehrssicherheit führt. Die Kosten von rund 9,7 Millionen Euro trägt der Bund.

Fotos: dpa picture alliance (2) / Roland Horn (The Squaire) / Land Hessen / Stan Engelbrecht (Deutsche Reihenhaus)

Bahnhof des Jahres 2011: Die Auszeichnung in der Kategorie Kleinstadtbahnhof ging an Halberstadt in Sachsen-Anhalt.

Reihenhausmannskost: Wie Menschen kochen, essen und leben

Für drei Monate verließen der Fotograf Stan Engelbrecht und die Autorin Tatjana Buisson ihre Heimat Kapstadt und klingelten an den Türen deutscher Reihenhäuser, „um zu erfahren, wie die Menschen kochen, essen und leben". Mit Respekt betraten sie die fremden Lebensräume, begegneten verschiedensten Familienbündnissen und blickten auch in deren Kochtöpfe, wo die Lieblingsgerichte der Bewohner gekocht wurden. Die Erkenntnis ihrer Hausbesuche: In den so typisch deutschen Reihenhäusern leben Menschen aus aller Herren Länder, die sich hier pudelwohl fühlen. Dokumentiert wurden die Besuche in dem Bildband „Reihenhausmannskost" (Verlag Callwey). Auf rund 330 Buchseiten entstand eine ungewöhnliche Mischung aus Familienalbum, Rezeptbuch und Gesellschaftsstudie. Herausgegeben wurde der Bildband von dem Unternehmer Dr. Daniel Arnold, Vorstandsvorsitzender Deutsche Reihenhaus.

Wie Menschen kochen, essen und leben: Foto aus dem Buch „Reihenhausmannskost".

Leipzig und Halberstadt sind Bahnhöfe des Jahres

Die Allianz pro Schiene hat zum achten Mal in Folge den Titel „Bahnhof des Jahres" vergeben. In der Kategorie Großstadtbahnhof gewann der Leipziger Hauptbahnhof, der die Jury als erster Kopfbahnhof in der Wettbewerbsgeschichte mit „unglaublich viel Platz für die Reisenden" überzeugte. In der Kategorie Kleinstadtbahnhof gewann Halberstadt, das seit dem Umbau im Jahr 2010 – so das Urteil der Jury – „aus der Kellerliga auf das Siegertreppchen" geklettert sei. Die Siegerbahnhöfe der vorigen Jahre waren Darmstadt und Baden-Baden (2010), Erfurt und Uelzen (2009), Karlsruhe und Schwerin (2008), Berlin Hauptbahnhof und Landsberg am Lech (2007), Hamburg Dammtor und Oberstdorf (2006), Mannheim und Weimar (2005) sowie Hannover und Lübben (2004).

Viele Sportstätten sind sanierungsbedürftig

Von den rund 170.000 Sportanlagen in Deutschland sind 40 Prozent in den alten und 70 Prozent in den neuen Bundesländern sanierungsbedürftig. Das teilte der Deutsche Olympische Sportbund (DOSB) mit. Den Problemdruck bezeichnete die Dachorganisation des deutschen Sports auf mindestens 42 Milliarden Euro. Der gewaltige Sanierungsstau beeinträchtige das Sporttreiben, führe zu erheblichem Mehrverbrauch an Energie und Wasser und habe negative Auswirkungen auf die Qualität der Sportstätten. Um negative Folgen dieser Entwicklung zu minimieren, böten mehrere Sportverbände ihren Mitgliedsvereinen umweltbezogene Beratungen an.

Liebermann-Ausstellung in der Hamburger Kunsthalle

Die Hamburger Kunsthalle präsentiert noch bis zum 19. Februar 2012 die Ausstellung „Max Liebermann. Wegbereiter der Moderne". Die umfangreiche Liebermann-Retrospektive zeigt den Einfluss seiner Malerei auf die Moderne. Anfangs noch stark kritisiert wegen seiner realistischen, nichts kaschierenden Malweise, avancierte der Künstler bald zum gefragten Porträtmaler. Die chronologisch aufgebaute Ausstellung zeigt seine wichtigsten Schaffensphasen und lässt so den Weg zum wichtigen Künstler des Impressionismus und der Moderne nachvollziehen.

Junge Leute kaufen alte Häuser: Die Gemeinde Hiddenhausen unterstützt junge Familien beim Erwerb einer mindestens 25 Jahre alten Immobilie.

Fotos: Gemeinde Hiddenhausen / Stadt Ingelheim am Rhein / Rettinghaus

Die Stiftungspreisjury tagte in Düsseldorf: (von links) Prof. Dr. Dittmar Machule (Vorstand „Lebendige Stadt"), Nazan Özdemir („Lebendige Stadt"), Dr. Gregor Bonin (Beigeordneter Düsseldorf), Hans-Josef Vogel (Bürgermeister Arnsberg), Hella Dunger-Löper (Staatssekretärin Berlin), Dr. Uwe Koch (Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kultur Brandenburg), Prof. Dr. h.c. Fritz Schramma (OB a.D. Köln, Vorstand „Lebendige Stadt"), Sandra Heupel (HPP), Peter Zimmer (DB Regio AG), Hermann Henkel (Juryvorsitzender, HPP), Dr. Christof Eichert (Vorstand Quandt Stiftung), Wolfgang Schnurr (Vorstandsvorsitzender DKB Immobilien AG), Prof. Dr. Harald Kächele (Bundesvorsitzender Deutsche Umwelthilfe), Ute Bertel (Stadt München), Dr. Herlind Gundelach (Senatorin a.D. Hamburg), Dr. Helmut Heymann (Präsident Verband Deutscher Bürgervereine), Prof. Elke Pahl-Weber (Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung), Dr. Reinhard Wittenberg (Soziologe Uni Erlangen-Nürnberg), Klaus-Peter Gäbelein (Heimatverein Herzogenaurach), Rando Aust („Lebendige Stadt"), Sandra Ertel (Roland Berger Strategy Consultants), Stefan Voß (Stadtmarketing Halle/Saale), Anika Kinder („Lebendige Stadt").

In Ingelheim am Rhein wird die mittelalterliche Kaiserpfalz von Karl dem Großen als historisches Markenzeichen und lebendiges Museum genutzt.

VON CHRISTIANE HARRIEHAUSEN

Stiftungspreis 2011: Die unverwechselbare Stadt

Die Stiftung „Lebendige Stadt" hat Hiddenhausen in Ostwestfalen und Ingelheim am Rhein als „unverwechselbare Städte" mit dem diesjährigen Stiftungspreis ausgezeichnet. Insgesamt 220 Städte und Gemeinden aus dem In- und Ausland hatten sich an dem Wettbewerb beteiligt. Anerkennungen gingen nach Calau in Brandenburg, Leipzig, Leutkirch im Allgäu und ins polnische Posen.

Wenn Bürger sich zu einer Stadt zugehörig fühlen, sich mit ihr identifizieren und bereit sind, sich für die Stadtgemeinschaft zu engagieren, birgt das ein großes Potential. Es bedeutet Lebensqualität, schützt vor Abwanderung und schafft stabile soziale Strukturen, die für das Funktionieren eines Stadtgebildes unerlässlich sind. Doch was kann eine Stadt tun, damit sich die Bürger mit ihr identifizieren? Um diese Frage ging es beim diesjährigen Stiftungspreis der Stiftung „Lebendige Stadt", die mit einem europaweit ausgeschriebenen Wettbewerb die „unverwechselbare" Stadt suchte. „Erfreulich ist die umfassende Bürgerbeteiligung in vielen Städten. Die Mitgestaltung fördert bei den Bürgern Identifikation und Heimatgefühl und verleiht ihrer Stadt damit Attraktivität und Lebendigkeit. Trotz leerer Kassen ist es den Bewerberstädten gelungen, Identität zu stiften und sogar eine Marke zu prägen", sagt Schleswig-Holsteins Ministerpräsident Peter Harry Carstensen, der dem Kuratorium der Stiftung „Lebendige Stadt" angehört.

Der mit 20.000 Euro dotierte Preis, der von der Deutsche Bahn AG gefördert wird, zeichnete in diesem Jahr Projekte und Konzepte aus, die Städten oder Gemeinden Identität verleihen, ein hohes Maß an Identifikation und Heimatgefühl stiften oder sie zur Marke machen. Insgesamt 220 Städte und Gemeinden aus dem In- und Ausland hatten sich beworben. Die Preisverleihung fand am 9. November im Rahmen des Stiftungskongresses im Dortmunder Signal-Iduna-Park vor rund 550 Gästen statt.

Die Fachjury tagte unter dem Vorsitz des Düsseldorfer Architekten Hermann Henkel. Da zwei Konzepte gleichermaßen überzeugten, entschieden sich die Jurymitglieder dafür, beide zum Sieger zu küren. Daher wurde die ursprüngliche Preissumme von 15.000 Euro auf 20.000 Euro erhöht, die sich die Gewinner teilen. Zudem wurden vier Anerkennungen ausgesprochen.

Zu den Gewinnern zählt die Gemeinde Hiddenhausen in Nordrhein-Westfalen mit dem Konzept „Jung kauft alt". Dahinter verbirgt sich ein Förderprogramm, mit dem die Stadt Beratungsleistungen vermittelt und Altbaugutachten bezuschusst. Auf diese Weise konnte bis Ende 2010 der Erwerb von 133 Altbauten und die Erstellung von 16 Altbaugutachten

Stiftungspreisverleihung im Dortmunder Signal-Iduna-Park: In einer amüsanten Talkrunde sprachen (von links) Dortmunds Oberbürgermeister Ullrich Sierau, BVB-Meistertrainer Jürgen Klopp und ZDF-Moderator Michael Steinbrecher über ihre Vorstellungen von „Heimat".

Fotos: Pauline Fabry / Norbert Weidemann

Borussia Dortmunds Mannschaftskapitän Sebastian Kehl.

Der Präsident des BVB und der Deutschen Fußball-Liga, Dr. Reinhard Rauball (links), und Moderator Michael Steinbrecher.

Tischkicker-Duell zwischen Meistertrainer Jürgen Klopp und Alexander Otto – moderiert von BVB-Legende Norbert Dickel (am Mikrofon).

gefördert werden. Die Altbausubstanz blieb erhalten und wurde saniert. Die negative Wanderungsbewegung wurde gestoppt. Beispielhaft ist die enge Zusammenarbeit zwischen Verwaltung und Bürgern, die nicht nur das Gesicht der Stadt wahrt, sondern auch Identität und Heimat stiftet. Die Maßnahmen hätten junge Menschen dazu bewegt, sich in Hiddenhausen anzusiedeln und es sei ein lebendiges Dorfleben entstanden, lobte die Jury.

Als unverwechselbare Stadt zeichnete die Fachjury zudem Ingelheim am Rhein (Rheinland-Pfalz) aus. Hier sei es beispielhaft gelungen, die Balance zwischen Denkmalpflege und Stadtsanierung unter Einbeziehung der Bürger zu erreichen, lautet die Begründung der Jurymitglieder. Im Mittelpunkt des Konzepts steht die mittelalterliche Kaiserpfalz von Karl dem Großen, die im Zuge der Stadtsanierung aus ihrem Dornröschenschlaf erweckt und wieder ins Leben der Stadt integriert wurde. Heute stiftet die Kaiserpfalz nicht nur Heimatverbundenheit und schärft das Geschichtsbewusstsein bei den Bürgern. Sie ist zudem ein lebendiges Museum und Forschungsstätte, sozusagen eine historische Marke. Die Sanierungsmaßnahmen haben die Wohn- und Aufenthaltsqualität gesteigert und das Quartier aufgewertet. Die Stadt Ingelheim zeigt, dass der selbst gewählte Slogan „Geschichte erleben – Zukunft gestalten", tatsächlich Symbiose bedeuten kann.

Eine Anerkennung ging an die Stadt Calau in Brandenburg, die als Geburtstadt des Kalauers gilt. Calauer Schuster kreierten Mitte des 19. Jahrhunderts Witze am laufenden Band, die durch die wandernden Gesellen in die Welt getragen und im Satireblatt „Kladderadatsch" publiziert wurden. Calau hat das zu seinem Markenzeichen gemacht. So gibt es zum Beispiel einen „Witze-Rundweg" durch die Innenstadt, der bedeutende Orte miteinander verbindet, und auf dem Marktplatz soll ein lebensgroßer Schusterjunge aufgestellt werden. Die Jury lobte, dass mit dem Konzept auf geschickte Weise Altes mit Neuem verbunden und der Kalauer als Markenzeichen der Stadt weiterentwickelt wird.

Ebenfalls eine Anerkennung erhielt die Stadt Leipzig, die jedes Jahr mit einem Lichtfest an die Montagsdemonstrationen im Oktober 1989 erinnert. Seit dem Jahr 2007 werden anlässlich des Lichtfestes Themen wie Freiheit, Demokratie und Revolution durch künstlerische Licht-,

Die Laudatoren: (von links) Jürgen Roters (Oberbürgermeister Köln), Dr. Eva Lohse (Oberbürgermeisterin Ludwigshafen), Dr. Dieter Salomon (Oberbürgermeister Freiburg), Maik Klokow (Geschäftsführer Mehr! Entertainment) und Hermann Henkel (Beirat HPP Architekten, Juryvorsitzender).

Stiftungspreisgewinner Hiddenhausen: (von links) Alexander Otto (Kuratoriumsvorsitzender Stiftung „Lebendige Stadt"), Dr. Eva Lohse (Oberbürgermeisterin Ludwigshafen), Ulrich Rolfsmeyer (Bürgermeister Hiddenhausen), Andreas Homburg (Gemeindeentwicklungsamt Hiddenhausen) und Dr. Andreas Mattner (Vorstandsvorsitzender Stiftung „Lebendige Stadt").

Stiftungspreisgewinner Ingelheim: (von links) Peter Harry Carstensen (Ministerpräsident Schleswig-Holstein), Dr. Joachim Gerhard (Oberbürgermeister Ingelheim), Holger Grewe (Archäologe und Projektleiter), Katharina Ferch (Projektmitarbeiterin Presse- und Öffentlichkeitsarbeit), Ramona Kaiser (Projektmitarbeiterin Recherche und Didaktik), Alexander Otto (Kuratoriumsvorsitzender Stiftung „Lebendige Stadt") und Dr. Andreas Mattner (Vorstandsvorsitzender Stiftung „Lebendige Stadt").

Audio- und Videoinstallationen aufgegriffen. Inzwischen nehmen rund 40.000 Menschen an dem Lichtfest teil, mit dem das Geschichtsbewusstsein um die Ereignisse der friedlichen Revolution wach gehalten und bei jungen Menschen das Interesse für die Ereignisse im Herbst 1989 geweckt werden.

Die Stadt Leutkirch im Allgäu (Baden-Württemberg) erhielt eine Anerkennung für ihr Projekt „Bürgerbahnhof". Dahinter verbirgt sich das beispielhafte Engagement der Bürger aus Leutkirch für ihr Bahnhofsgebäude, das seit den 1970er Jahren ein Schandfleck der Stadt war. Nachdem die Stadt nicht in der Lage war, die Sanierung zu bezahlen, schloss sich ein Kreis von „Bürger-Bahnhof-Botschaftern" zusammen und gründete eine Bürgergenossenschaft, in der sich fast 500 Bürger und Unternehmen ehrenamtlich engagieren. Die Bürger sind durch den Erwerb von Genossenschaftsanteilen Miteigentümer ihres Bahnhofs geworden und stehen für das finanzielle Risiko ein. Das Bahnhofsgebäude ist in Erbpacht an die Bürgergenossenschaft übergegangen und wurde Stück für Stück renoviert. Im Frühjahr 2012 soll der Bürgerbahnhof nun in neuem Glanz wieder eröffnet werden.

Michael Hahn, Vorstand der DB Regio AG.

Eine weitere Anerkennung ging an die Stadt Posen in Polen. Die Jury fand es beachtenswert, mit welchem Engagement die Stadt in den vergangenen Jahren Stadtteile revitalisiert und historische Gebäude saniert hat. Dabei wurden die Bürger durch Befragungen, Workshops und Dialogforen in den Prozess eingebunden. Beispielhaft ist die neu erbaute Cybinski-Brücke. Sie verbindet den Stadtteil Srodka mit der Innenstadt und rückt ihn näher ins Zentrum. Srodka gilt als vernachlässigter Stadtteil. Kulturelle Veranstaltungen rücken die Brücke seit ihrer Eröffnung ins Bewusstsein der Menschen und sorgen für Belebung, begründete die Jury ihre Entscheidung. Seitdem verleihe die Brücke dem Stadtteil neue Identität. Mit ihrer Kandidatur für die „Kulturhauptstadt 2016" will Posen diesen Identitätsprozess zusätzlich voranbringen.

„Eine Frage des gemeinsamen Überlebens“

Peter Maffay gehört mit über 40 Millionen verkauften Tonträgern zu den erfolgreichsten deutschen Musikern. Neben seiner künstlerischen Arbeit engagiert er sich seit vielen Jahren auch für traumatisierte Kinder aus aller Welt. Das Journal „Lebendige Stadt“ sprach mit dem 62-Jährigen über Unabhängigkeit, soziale Verantwortung und Rock'n'Roll.

Lebendige Stadt: Herr Maffay, Sie sind seit über 40 Jahren im Musikgeschäft erfolgreich. Was ist Ihr Geheimrezept?

Peter Maffay: Ich will das gerne ein bisschen relativieren. Ich bin 40 Jahre dabei, das stimmt. Allerdings waren nicht alle diese Jahre wirklich erfolgreich. Anfang der Achtziger ist so etwas wie eine Konstante entstanden. Die führe ich zum einen darauf zurück, dass wir damals einen Laden eröffnet haben, der Red Rooster heißt – benannt nach einem Song der Rolling Stones. Dieser Laden ist mein Netz, das mich im Notfall auffängt. Er besteht aus einer Gruppe von Mitarbeitern. Jeder einzelne arbeitet mit seiner Kompetenz an unserer gemeinsamen Perspektive. Ich habe keinen Manager. Das machen wir gemeinsam. Wir haben Studios, über die können wir frei verfügen. Das bedeutet Unabhängigkeit. Wir bestimmen, wann, wie und welche Musik wir machen.

Sie kamen 1963 als 13-Jähriger mit Ihren Eltern aus Rumänien nach Deutschland. Können Sie heutigen Jugendlichen in einer ähnlichen Situation Tipps geben?

Junge Menschen, die zu uns kommen, um in einer neuen Gesellschaft Fuß zu fassen, die sollen dazu auch die Chance bekommen. Die Gettoisierung, die am Anfang da ist, weil alles neu, bedrohlich und unverständlich ist, diese Gettoisierung muss einer Öffnung weichen. Gerade wurde in Berlin die 50-jährige deutsch-türkische Freundschaft gefeiert. Da ging es um das Wort Integration. Und jeder hat gesagt, dieses Wort brauchen wir nicht mehr. Wir sind heute in einer anderen Zeit. Integration – das bedeutet ja auch immer Abstand. Wenn wir immer von Integration reden, dann heißt das, wir haben noch so viele neben uns, die nicht dazu gehören. Die neue Generation ist lange schon hier angekommen. Da braucht man nichts mehr zu integrieren. Allerdings müssen wir an einer breiteren Toleranz arbeiten. Die Welt ist multikultureller geworden, und wir müssen mit der Einseitigkeit im Denken aufhören. Gerade angesichts der jüngsten Ereignisse brauchen wir eine Gesellschaft, die tolerant und offen in die Zukunft denkt, und damit meine ich nicht nur den wiederaufkeimenden Rechtsextremismus, sondern auch die europäische Krise, die uns seit Monaten beschäftigt. Diese werden wir nicht im Alleingang stemmen können. Auch hierfür muss man an einem Strang ziehen.

Seit vielen Jahren engagieren Sie sich für sozial benachteiligte Kinder. Wie kam es dazu?

Es gibt in Tutzing eine Einrichtung für traumatisierte Kinder, die Dr. Jürgen Haerlin leitet. Diese Einrichtung war das Vorbild für unsere Stiftung. Wir haben im Grunde genommen ein schon bestehendes Modell adaptiert und ein bisschen abgewandelt. Denn Dr. Haerlin hat Kinder, die permanent dort leben. Bei uns gibt es Ferien oder eine Auszeit. Unabhängig davon wollten wir uns nicht länger nach dem Gießkannenprinzip engagieren. Es war mir wichtig, dass wir unsere soziale Arbeit besser kontrollieren können. Mein Team und ich wollten effektiv helfen, und daher haben wir uns vor 12 Jahren entschlossen, stiften zu gehen. Angefangen hat alles mit einem Ferienhaus auf dem Gelände meiner Finca im Norden Mallorcas. In der Zwischenzeit verfügen wir über drei Einrichtungen: neben dem Haus in Spanien eine Kirchenburg in Rumänien und ein Haus am Starnberger See. Allein auf Mallorca begrüßen wir jedes Jahr rund 400 Kinder, die dort eine Auszeit nehmen. Es sind Kinder und Jugendliche, die in ihren jungen Biografien schreckliche Ereignisse erlebt haben.

Mit Ihrem jüngsten Projekt im rumänischen Radeln kehren Sie zu Ihren eigenen Wurzeln zurück. Ist das für Sie etwas Besonderes?

Ja, natürlich. Aber es gibt da noch andere Aspekte. In Ländern, in denen das Verständnis für Demokratie noch viel jünger ist als bei uns, sind Korruption und Vetternwirtschaft teilweise sehr verbreitet. Diese Länder haben es bisher nicht geschafft, ihr Potenzial auszuspielen, die Machart zu erlernen, demokratische Strukturen zum eigenen Vorteil zu verwenden. Das heißt, die Erosion findet dort weiterhin statt. Das ist die Situation. Gleichzeitig sind das Länder, die in direktem Zusammenhang mit uns stehen. Wir merken, dass wir miteinander total verzahnt sind, uns wahrnehmen müssen, weil ansonsten alles wie ein Bumerang auf uns zurückkommt. Rumänien ist ein solches Land. Das heißt: Dorthin gehe ich zurück, weil ich von dort komme und weil ich glaube, dass wir dort in ganz bescheidenem Umfang etwas bewegen können. Außerdem ist es die einzige Möglichkeit des gemeinsamen Überlebens.

Wie wählen Sie die Kinder für den Ferienaufenthalt in Radeln aus?

Da gibt es Leute mit pädagogischer und medizinischer Kompetenz. Wir werden in der Regel von Einrichtungen angeschrieben, die von unseren Aktivitäten gehört oder gelesen haben. Die fragen dann an, ob wir Kinder aufnehmen. Manchmal ist es uns auch nicht möglich, Gruppen zu beherbergen – vor allem, wenn es sich um Kinder handelt, die besonders schwer erkrankt sind. Wir verfügen nicht über das medizinische Know-how, weder in Radeln noch in Spanien.

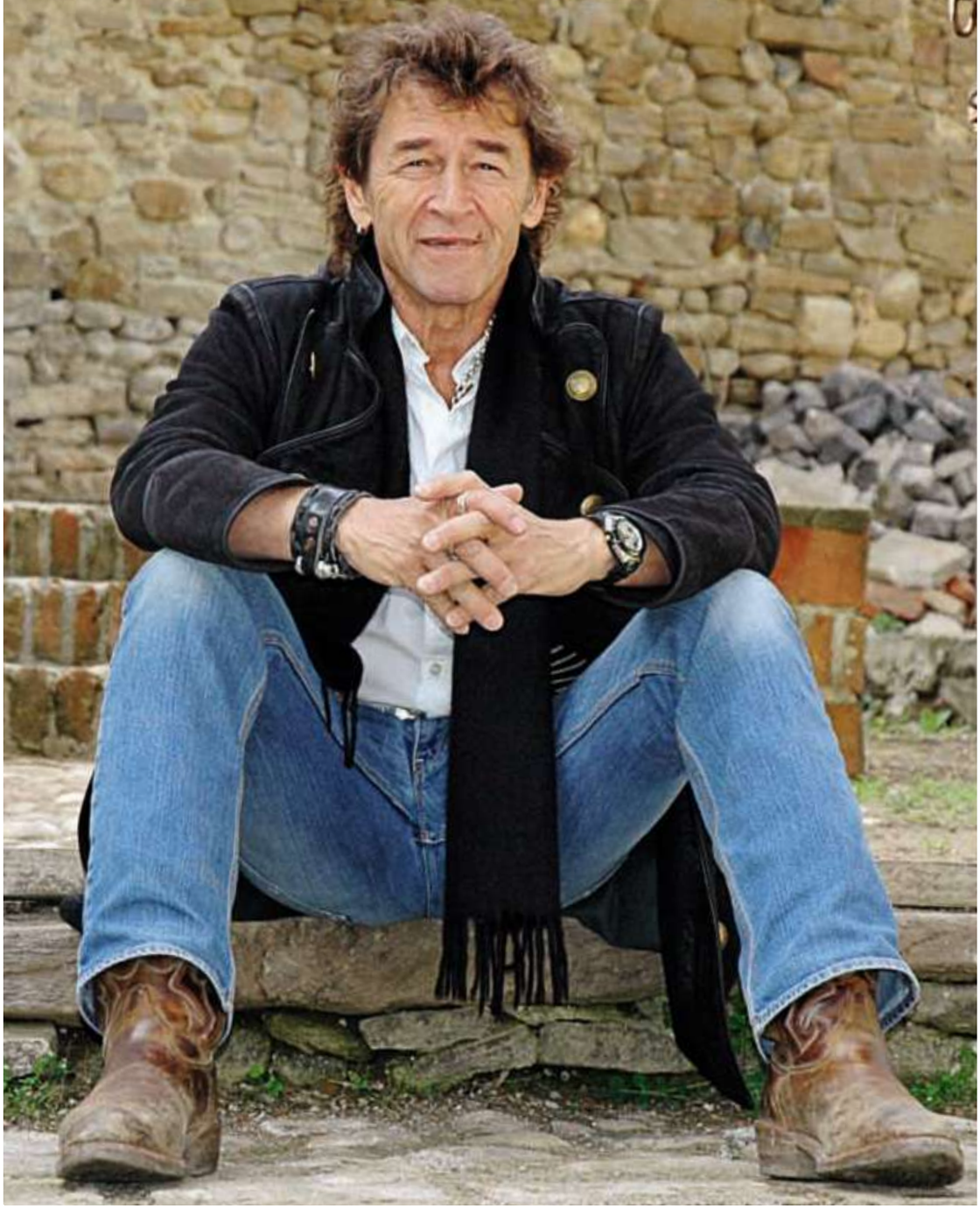
Wie alt sind die Kinder und wie groß sind die Gruppen?

Die Altersspanne reicht von fünf bis zwanzig. In unseren drei Häusern in Spanien, Süddeutschland und Rumänien können wir jeweils maximal vierzehn Kinder aufnehmen.

Was können die Kinder dort alles erleben und unternehmen?

Natur als Therapeut – das ist unser erklärtes Ziel. Tiere, Pflanzen, Ökokreislauf oder Kreisläufe überhaupt – die Wertekette, die damit zusammenhängt. Einen tausend Jahre alten Eichenbaum zu fällen, ist ein großes Fragezeichen, weil es einfach zu wenige davon gibt. Kontaminierte

Das Interview mit Peter Maffay führte „Lebendige Stadt“-Chefredakteur Ralf von der Heide in Dortmund.



Fotos: Eva Fischl (PMP) / Norbert Weidemann (3)

Vita:
Peter Maffay wurde am 30. August 1949 im rumänischen Brasov (dt. Kronstadt) als Sohn einer siebenbürgisch-sächsischen Mutter und eines ungarndeutschen Vaters geboren. 1963 zog er mit seinen Eltern ins bayerische Waldkraiburg. 1968 begann er eine Lehre als Chemigraf und gründete seine erste Band „The Dukes". Mit seiner im Dezember 1969 veröffentlichten Single „Du" wurde Peter Maffay über Nacht zum Star. Ende der 1970er Jahre vollzog er einen stilistischen Wandel vom Schlagersänger zum Rockmusiker. Neben der Musik kreierte Maffay das Märchen „Tabaluga" und engagiert sich mit seiner Stiftung für traumatisierte Kinder. Für sein soziales Engagement erhielt er u. a. das Bundesverdienstkreuz, die polnische Auszeichnung Kavalier des Ordens des Lächelns, den World Vision Charity Award sowie den Deutschen Nachhaltigkeitspreis. Peter Maffay lebt mit seiner Frau und seinem Sohn in Tutzing am Starnberger See und auf Mallorca.

Erde ist ein wichtiges Thema – das sehen wir in Radeln. Wir haben dort kein sauberes Trinkwasser, weil es keine Kanalisation gibt, weil jeder alles auf die Felder schmeißt. Das sickert dann ein und wird nachher getrunken. Das sind alles Geschichten, die die Lebensqualität von Kindern einengen oder sogar zerstören. Es liegt also in unserer Verantwortung, dort etwas zu tun.

Das Projekt in Radeln geht deshalb weit über das Ferienheim hinaus.

Das ist ganz verständlich. Das war uns nur am Anfang nicht so klar. Sie können nicht in einem tosenden Meer einen Leuchtturm bauen und hoffen, dass er die Zeit unbeschadet übersteht. Das geht nicht. In dem Leuchtturm ist alles vorhanden, drum herum aber ist das Defizit unerträglich. Da ist das Handwerk abgewandert, da gibt es keine Arbeitsplätze, die hygienischen und medizinischen Verhältnisse sind katastrophal. Das heißt, wenn Sie dort nicht das ganze Dorf mitnehmen, dann ist das sozialer Sprengstoff.

Wie wichtig sind Netzwerke für den Erfolg Ihrer Stiftungsarbeit?

Netzwerke schaffen Synergien. Was wir nicht können, können andere. Das zusammen erzeugt unter Umständen neue Konzepte und neue Programme. Das ist der Vorteil von Netzwerken. Netzwerke, die wir aufbauen, sind für uns die Möglichkeit zur Expansion oder die Möglichkeit zur Umsetzung. Denn anders als andere Stiftungen verfügen wir nicht über zig Millionen Euro, so dass allein die Verzinsung so viel Kapital erzeugt, dass man die Kinder damit durchbringen kann. Deswegen sind wir auf weitere Unterstützer angewiesen.

Wie gewinnen Sie Menschen für Ihr Projekt?

Wir sind Verkäufer. Wir gehen raus und verkaufen unser Produkt. Wenn dann einer sagt: „Der olle Maffay, was will ich denn von einem Schlagerfuzzi?" – dann sage ich ihm: Diese geschmackliche Geschichte können wir in die Ecke stellen, weil sie jetzt keine Rolle spielt. Ich komme heute mit einem anderen Thema. Wenn das die Angesprochenen berührt und ihr menschliches Empfinden motiviert, sind sie herzlich eingeladen mitzumachen.

Gibt es einen Zusammenhang zwischen Ihrer Stiftungsarbeit und der musikalischen Märchenwelt rund um den kleinen Drachen Tabaluga?

Aber ja. Wir haben Tabaluga mit gewissen Werten versehen, die in allen Geschichten auftauchen.

Welche sind das?

Na ja, nehmen wir gleich einen ganz wichtigen. Das vierte Album hieß „Tabaluga und das verschenkte Glück" – nicht „Tabaluga und der verlegte Lottoschein". Damit ist gemeint: Wenn ein bisschen was übrig bleibt, gib es weg! Kalkulier nicht allzu sehr und du wirst merken, es kommt tausendfach zurück. Das ist eigentlich der Stiftungsgedanke. Das heißt in diesen Geschichten stecken Erkenntnisse von uns Erwachsenen, die wir an die Kinder weitergeben möchten. Wir wollen einen Dialog entwickeln zwischen den Erwachsenen und den Kindern. Den Tod kann ein Sechsjähriger noch nicht begreifen. Es sei denn, ein Erwachsener sitzt daneben und sagt: „Weißt du was – wenn dein Meerschweinchen eines Morgens im Käfig liegt und sich nicht mehr rührt, dann ist er gekommen." Also, das Damoklesschwert Zeit schwebt über jedem von uns. Bei den Kleinen natürlich nicht mit derselben Heftigkeit wie bei uns.

Das gerade erschienene Tabaluga-Album ist das fünfte und letzte. Haben Sie etwa vor, in Rente zu gehen?

Nein, es gibt noch Rock'n'Roll. Es gibt die Stiftung. Es gibt meinen Sohn. Es gibt Landwirtschaft. Es gibt eine ganze Menge. Das Thema Tabaluga als CD, als Erzählung – das wird es nicht mehr geben. Die Stiftung geht aber weiter und Tabaluga lebt in der Stiftung vitaler als jemals zuvor. Also, diese Figur, die Symbolik, die geht nicht verloren – auf gar keinen Fall. Und ich hoffe, dass genügend Zeit ist für all das, was ich noch vorhabe.

„Radeln revitalisieren", nennt Peter Maffay sein Vorhaben in dem kleinen rumänischen Dorf.

Das Kinderferienheim mit dem renovierten Pfarrhaus (rechts) ist das neue Herzstück des Ortes.

Fotos: Eva Fischl (PNP) / dpa picture alliance

VON EVA FISCHL

Ein Leuchtturm in Transsilvanien

„Wer Visionen hat, der sollte zum Arzt gehen", scherzte der ehemalige Bundeskanzler Helmut Schmidt einmal. Über den legendär gewordenen Ausspruch kann Peter Maffay (62) herzhaft lachen. Denn der Musiker hatte nicht nur eine Vision, sondern er setzte diese auch in Rekordzeit um. Im Sommer eröffnete die Peter Maffay Stiftung nach nur 15 Monaten Bauzeit ein therapeutisches Kinderferienheim mitten in den rumänischen Karpaten. Für Radeln (rum. Roades), jenes Dorf, in dem das Projekt realisiert wurde, ist es der Beginn einer Zeitenwende.

Ich war am Anfang der Einzige, der geglaubt hat, dass das zu schaffen ist", erinnert sich Peter Maffay zurück. Seine Stiftung betreibt seit vielen Jahren eine Kinder-Finca auf Mallorca und bietet traumatisierten Jungen und Mädchen auch in mehreren oberbayerischen Einrichtungen die Möglichkeit, eine Auszeit von ihren Schicksalen zu nehmen. So ein Haus wollte Maffay auch in Rumänien realisieren, dem Land seiner Kindheit. 2006, auf einer Reise durch Transsilvanien, wurde die Idee geboren. Dort gibt es in jedem größeren Dorf eine baufällige Kirchenburg aus der Blütezeit der deutschen Siedler. „Es war, als würde sie sagen: Nimm mich und mach mich wieder zu dem, was ich war und wieder sein könnte. Zu einem Schutzraum", erzählt Maffay. Da war sie, die Vision.

Auch in Radeln, einem abgelegenen Dorf zwischen Maffays Geburtsstadt Brasov (Kronstadt) und der ehemaligen europäischen Kulturhauptstadt Sibiu (Hermannstadt), dominiert eine Kirchenburg das Ortsbild. Die Architektur der Häuser in der ehemaligen Siedlung der Siebenbürger Sachsen erinnert vage an gute Zeiten. Heute leben hier rumänisch- oder ungarischstämmige Tagelöhner, kaum mehr Deutsche, dafür überwiegend Sinti und Roma, die nach dem Weggang der Sachsen zu Ceausescu-Zeiten zwangsangesiedelt wurden. Investiert hat der rumänische Staat hier nichts. Kanal, Gas und Wasser – Fehlanzeige. Ebenso bei Arbeitsplätzen. Geld, sich um die Häuser und Höfe zu kümmern, hat keiner der Bewohner. Dennoch glauben Maffay und sein Architekt Sebastian Szaktilla an das Potenzial des Ortes. „Radeln hat das Zeug dazu, sich zu entwickeln", ist sich der Bauleiter von Anfang an sicher.

Viele Streitgespräche habe er führen müssen, erzählt Maffay. Kaum einer in Deutschland habe an die Machbarkeit seiner Idee geglaubt. Doch der Musiker blieb zäh. Er bewies Verhandlungsgeschick, die richtigen

Bis zu vierzehn Kinder mit schwierigen Lebensverhältnissen können in Radeln betreut werden.

Kontakte – und vor allem Durchhaltevermögen. Im Frühjahr 2009 kaufte seine Stiftung, die in Rumänien Fundatia Tabaluga heißt, das ehemalige Pfarrhaus von Radeln samt dem dazugehörigen 6.500 Quadratmeter großen Grundstück der evangelischen Kirche ab und versprach im Gegenzug, später auch die Kirchenburg zu sanieren. „Das Wohnhaus des sächsischen Pfarrers war früher der zentrale Ort im Dorf", erklärt Szaktilla. Heute toben hier wieder Kinder durchs Haus.

Seit dem Kauf des Pfarrhofs greift ein Rädchen ins andere. Maffay, der Netzwerker, mobilisiert Unterstützung von Firmen, Stiftungen, Privatpersonen. Die Anschubfinanzierung für das Projekt lieferte die Weihnachtsaktion der Passauer Neuen Presse, deren Leser zum Jahreswechsel 2009/2010 fast eine halbe Million Euro zugunsten der Maffay-Stiftung spendeten. Mit diesem Geld wurde der Pfarrhof zum Kinderferienheim umgebaut. Aus der alten Remise entstand ein Unterkunftsgebäude, in dem vierzehn Kinder und sechs Betreuer Platz haben. Im Pfarrhaus finden die Gruppen Clubraum, Küche und Esszimmer vor. Im Garten lädt ein Backofen zum Pizza machen ein. Das liebevoll gestaltete Areal inmitten der üppig grünen transsilvanischen Hügellandschaft ist ein idealer Ort für therapeutische Ferien.

Doch eine einzelne Oase mitten im dörflichen Elend birgt Konfliktpotenzial. Deshalb bezog die Maffay-Stiftung von Anfang an das gesamte Dorf mit ein. „Radeln revitalisieren", nennt der Musiker dieses Vorhaben. Es geht um Wasserleitungen, Kanalisation, Müllentsorgung. Mit seiner Prominenz und der Unterstützung der Bundesregierung gelingt es Maffay auch, der rumänischen Politik Versprechen abzunehmen. Bei der feierlichen Einweihung des Ferienheims im Juli sagte Entwicklungsministerin Elena Udrea den Ausbau der Gemeindestraße zu – bislang eine mit Schlaglöchern übersäte Schotterpiste.

Nach und nach soll das Dorf aus seinem Dornröschenschlaf erwachen. Die BayWa-Stiftung hat einen alten Bauernhof neben dem Pfarrhaus gekauft und will die brach liegende Landwirtschaft beleben. Eine Fleischerei und eine kleine Molkerei sollen folgen. Über die Aktion „Deutsches Handwerk Hilft" haben nicht nur viele Firmen bisher tatkräftig mitangeschoben, sondern auch eine Stiftungswerkstatt eingerichtet. Dank der Bertram Pohl Stiftung ist ein Ärztehaus entstanden, in dem eine Allgemeinmedizinerin und eine Zahnärztin stundenweise praktizieren – bisher war Radeln medizinisches Niemandsland. Ein anderes Haus wird zum Kindergarten. Maffay geht es nicht nur um die Infrastruktur, sondern auch um Arbeitsplätze. Verschiedene Firmen wie Tönnies, Carat oder Otto Bock haben zugesagt. Maffay sieht das Projekt Radeln als „Leuchtturm" für die ganze Region.

Bei den Planungen wurde das gesamte Dorf von Anfang an mit einbezogen.

Was das Engagement der Stiftung für die Bewohner bedeutet, zeigt das Beispiel der sechsköpfigen Familie Ceasar. Daniel und Enikö haben einen Job bei der Stiftung gefunden. Bevor Maffay nach Radeln kam, waren zwei Söhne krank, den Eltern fehlte Geld für die Behandlung. Mittlerweile sind die Kinder wieder fit und verfolgen neugierig, was sich in ihrem Dorf tut. Maffays Vision ist für sie zur schönen Realität geworden.

Fotos: Thomas Hampel / „Lebendige Stadt"

Die Bahnunterführung im Hamburger Schanzenviertel war das Pilotprojekt: Nach diesem Vorbild sollen jetzt bundesweit 31 weitere Bahnunterführungen künstlerisch illuminiert werden.

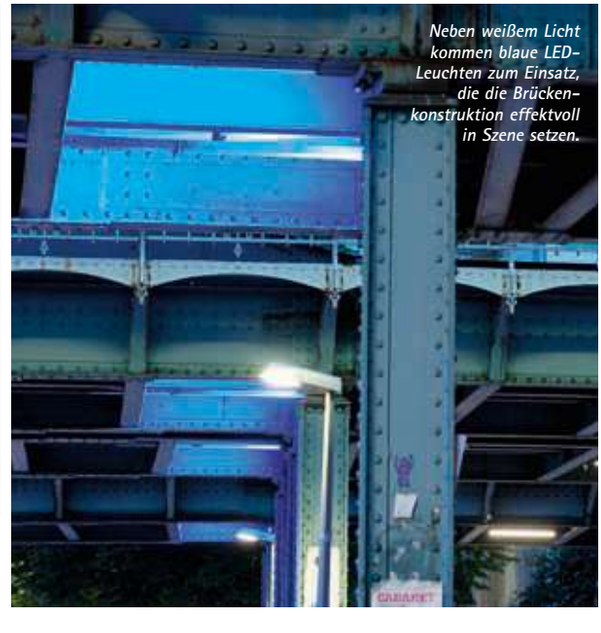
VON RANDO AUST

775.000 Euro für Aufwertung von Stadtraum

Stiftung fördert Illumination von 31 Bahnunterführungen in 24 Städten

Es gibt sie fast in jeder Stadt – und jede Stadt würde gern darauf verzichten: dunkle, schmutzige Bahnunterführungen. Mancherorts sind sie sogar soziale Brennpunkte. Die Stiftung „Lebendige Stadt" hilft, diese Schandflecke aus dem Stadtbild zu entfernen.

Bei der Einweihung der Bahnunterführung am Hamburger S-Bahnhof Sternschanze: (von links) Jürgen Warmke-Rose (Bezirksamtsleiter Hamburg-Altona), Frank Glücklich (Handwerkskammer Hamburg), Dr. Andreas Mattner (Vorstandsvorsitzender Stiftung „Lebendige Stadt"), Michael Batz (Theatermacher und Szenograf) und Alexander Otto (Kuratoriumsvorsitzender Stiftung „Lebendige Stadt").



Neben weißem Licht kommen blaue LED-Leuchten zum Einsatz, die die Brückenkonstruktion effektvoll in Szene setzen.

Bereits 2007 hatte die Stiftung gemeinsam mit der Stadt Düsseldorf die Bahnunterführung Erkrather Straße mit einem neuen Lichtkonzept verschönert.

Dazu hat die Stiftung im letzten Jahr gemeinsam mit der Deutschen Bahn, der Handwerkskammer Hamburg, Philips und dem Bezirksamt Altona ein Pilotprojekt gestartet, das einfach und kostengünstig ist: die künstlerische Illumination einer Bahnunterführung im Hamburger Schanzenviertel.

Verbunden ist damit das Ziel, dunklen Raum durch eine moderne, künstlerisch gestaltete Beleuchtung aufzuwerten. Gleichzeitig soll die durch das Ungetüm verursachte Trennung städtischen Raums überwunden werden. Dabei kommt energieeffiziente LED-Technik zum Einsatz, die Umwelt und öffentliche Kassen nachhaltig entlastet.

Das bei der Planung und Umsetzung der Illumination gewonnene Know-how hat die Stiftung in einem Praxishandbuch dokumentiert und allen deutschen Städten zur Verfügung gestellt. „Mit dieser ‚Gebrauchsanweisung' sind Städte in der Lage, nach dem Vorbild der Sternschanzenbrücke Illuminationen zu realisieren und Stadträume aufzuwerten. Zudem sparen sie dadurch Energie und Geld", so Alexander Otto, Kuratoriumsvorsitzender der Stiftung „Lebendige Stadt".

Brücken bauen

Die Illumination von Bahnunterführungen wird mit dem Handbuch leicht gemacht: Planungsskizzen verdeutlichen, wo die Leuchten installiert werden und wie die Beleuchtung eine künstlerische Note erfährt. Die Aufgabenverteilung unter den Projektpartnern ist detailliert beschrieben und Ansprechpartner für die Beratung vor Ort sind benannt. Philips unterstützt Städte kostenlos bei der Lichtplanung.

Um möglichst viele Stadträume zu revitalisieren, fördert die Stiftung Städte bei der Illumination nach dem im Handbuch beschriebenen Beispiel mit bis zu 25.000 Euro. Bis Ende Oktober konnten Städte Anträge stellen: 33 Städte haben diese Chance genutzt und für insgesamt 46 Bahnunterführungen Fördermittel beantragt. „Ich freue mich über diese hohe Zahl. Das zeigt das große Interesse in vielen Städten, in die Aufwertung von öffentlichem Raum zu investieren", so Stiftungsvorstand Gerhard Fuchs. Nach Sichtung der eingereichten Projekte hat die Jury entschieden, 31 Unterführungen in 24 Städten mit jeweils 25.000 zu fördern – so in Aachen, Bottrop, Berlin, Düsseldorf, Gütersloh, Hagen, Hamm, Hannover, Helmstedt, Herne, Hiddenhausen, Karlsruhe, Köln, Leipzig, Moers, Offenbach, Osnabrück, Schönebeck, Schwerte, Singen, Soest, Velbert, Weimar und Witten. Die Planungen laufen in diesen Städten nun an und schon im nächsten Jahr sollen die Brückenilluminationen eingeweiht werden.

Bereits 2007 hat sich die Stiftung „Lebendige Stadt" gemeinsam mit der Stadt Düsseldorf daran gemacht, mittels eines künstlerischen Illuminationskonzepts die Unterführung „Erkrather Straße" in einen attraktiven Stadtraum zu verwandeln. Das Ergebnis fand große Beachtung. Aufgrund ihrer Dimension eignete sich die Düsseldorfer Illumination aber nicht als Maßstab für die vielen Bahnunterführungen in Deutschland. Deshalb hat die Stiftung unter der Koordination ihres Vorstandsmitgliedes und früheren Hamburger Staatsrat für Stadtentwicklung, Gerhard Fuchs, mit der Altonaer Unterführung ein einfacheres und kostengünstigeres Pilotprojekt realisiert.

Das Lichtkonzept stammt wie schon in Düsseldorf von Lichtkünstler Michael Batz. Sowohl der Straßenraum als auch die Gehwege werden deutlich besser ausgeleuchtet und durch die schrittweise abgestimmte Erneuerung der öffentlichen Beleuchtung ergänzt. Neben dem angenehmen weißen Licht kommen akzentuierende blaue LED-Leuchten zum Einsatz, die die Brückenkonstruktion sparsam aber wirkungsvoll in Szene setzen. Der Energieverbrauch beträgt für das vierteilige Bauwerk weniger als ein Kilowatt pro Stunde.

Die Stiftung „Lebendige Stadt" kam für die Gesamtkosten der Leuchten in Höhe von rund 20.000 Euro auf, die Handwerkskammer Hamburg hat mit den Landesinnungen der Gebäudereiniger und der Elektrohandwerke kostenlos die Arbeitsleistungen für die Wandreinigung und die Montage sowie das Montagematerial der Leuchten erbracht. Die Deutsche Bahn hat die Projektleitung und Bauüberwachung vor Ort übernommen und trägt die Betriebskosten für die Illumination. Philips hat LED-Leuchten aus seinem breiten Produktprogramm speziell für dieses Projekt weiterentwickelt und optimiert. Die umfangreichen Absperrungen und die Genehmigungsverfahren wurden durch das Bezirksamt Altona erbracht.

Das Altonaer Pilotprojekt zeigt, wie die Attraktivität des öffentlichen Raums erhöht werden kann, wenn engagierte Partner zusammenfinden. Mit Hilfe des Handbuchs und der Stiftungsförderung soll das auch andernorts möglich sein. Über die Illuminationsprojekte werden wir in unserem nächsten Journal im Juni 2012 berichten. Auch weiterhin können Städte bei der Stiftung Fördermittel für die Illumination weiterer Bahnunterführungen beantragen.

Das „Handbuch für die Illumination von Bahnunterführungen – Stadträume aufwerten, Energie sparen, Kosten senken" ist bei der Stiftung „Lebendige Stadt" erhältlich oder unter www.lebendige-stadt.de als Download verfügbar.

VON MECHTHILD HARTING

Der grüne Ring um Frankfurt

Der Frankfurter Grüngürtel wird 20 Jahre alt. Als Landschaftsschutzgebiet ist die 8.000 Hektar umfassende Grünfläche unantastbar. Jetzt gibt es Pläne, das Erholungsgebiet mit „grünen Radialen" besser an die Region und die Innenstadt anzubinden.

Frankfurt ist die Stadt der Banken. Und des Grüns. Während die eine Aussage als unumstritten gelten darf, wird die andere sicher den ein oder anderen erstaunen. Schließlich ist Frankfurt weltweit bekannt als Finanzmetropole und Standort für den nach London und Paris drittgrößten europäischen Flughafen. Mit Bäumen, Wiesen, Flussauen oder Parks assoziiert hingegen kaum jemand die 700.000-Einwohner-Stadt. Dabei hat Frankfurt einen Stadtwald, der zu den ganz großen in Deutschland zählt. Vor allem hat die Stadt aber ein Konzept entwickelt, das Frankfurt einen der größten zusammenhängenden städtischen Grünräume beschert. Denn vor zwei Jahrzehnten beschlossen alle Parteien gemeinsam, die noch unbebauten Flächen, die die Stadt umschließen, immerhin fast ein Drittel des Stadtgebiets, unter Schutz zu stellen, um sie für immer vor Asphalt und Beton zu schützen. Mit Erfolg. In diesen Tagen feiert die Stadt den 20. Geburtstag des Frankfurter Grüngürtels.

Das „Grüngürtel-Tier" von Robert Gernhardt ist zum Markenzeichen des Frankfurter Grüngürtels geworden.

Natürlich hat es in den vergangenen 20 Jahren immer wieder Versuche gegeben, am Frankfurter Grüngürtel zu „knabbern". Einmal sollte eine Behinderteneinrichtung auf einer unter Schutz gestellten landwirtschaftlichen Fläche entstehen, ein anderes Mal wollte die Stadt Frankfurt selbst ein renditeträchtiges Parkhaus bauen. Beides wurde abgewehrt. Klaus Hoppe, Leiter der Grüngürtel-Projektgruppe, resümiert: Über die Jahre habe es nur „einige wenige Eingriffe" gegeben, und die, so sieht es die Frankfurter Grüngürtel-Verfassung vor, seien alle an anderer Stelle in der Stadt ausgeglichen worden. „Es ist sogar eher überkompensiert worden", sagt Hoppe. Offenbar sind sich die Frankfurter Politiker bis heute einig, dass die 8.000 Hektar des Grüngürtels unantastbar sind. Geholfen hat sicherlich auch die Tatsache, dass das Land Hessen 1994 den gesamten Grüngürtel zusätzlich zum Landschaftsschutzgebiet erklärt hat. Für Hoppe ist beides, die sogenannte Grüngürtel-Charta wie auch die Ausweisung der Flächen als Landschaftsschutzgebiet gleichermaßen eine „unglaubliche planerische Entlastung".

Wer die Idee zum Grüngürtel hatte, ist in Frankfurt umstritten. Kürzlich ist von altgedienten Landschaftsarchitekten der vermittelnde Vorschlag gemacht worden, man möge doch akzeptieren, dass der Grüngürtel „viele Väter" habe. In jedem Fall gab es in den zwanziger Jahren unter dem damaligen Gartenbaudirektor Max Bromme erste Überlegungen die Niddaauen zu schützen. Die Nidda ist ein kleinerer Mainzufluss, der von der Wetterau kommend Frankfurt von Norden bis zur Mündung in den Main im Westen durchfließt. In den siebziger Jahren entwickelt der Architekt Till Behrens die sogenannte Grüngürtel-Mainufer-Konzeption. Er wollte dabei an die Frankfurter Tradition der grünen Gürtel anknüpfen: Dort, wo Frankfurt einst seine Wallanlagen hatte, gibt es seit 200 Jahren einen grünen Ring um die Innenstadt. Später entstanden mit dem Alleenring an Boulevards erinnernde Straßenzüge, mit einem breiten grünen Band in der Mitte. Behrens kam deshalb die Idee, die noch vorhandenen Grünräume zum „Dritten Grüngürtel" zu entwickeln.

Wurde diese Idee zunächst von Bürgern und Fachleuten aufgenommen, so beginnt in den achtziger Jahren die Politik, sich des Konzepts anzunehmen. Als 1989 die erste rot-grüne Koalition in den Frankfurter Römer, das Rathaus, einzog, wurde die Schaffung des Grüngürtels zum zentralen Thema des damaligen Grünen-Umweltdezernenten Tom Koenigs. 1991 wurde die Grüngürtel-Verfassung einstimmig verabschiedet. Koenigs konnte anfangs angeblich erreichen, dass die Stadt für die nächsten zehn Jahre 300 Millionen Mark zur Entwicklung des Grüngürtels zur Verfügung stellte. Doch schon bald ging der Stadt das Geld aus. Die eigens gegründete Grüngürtel GmbH wurde aufgelöst. Seit 1997 kümmert sich eine Projektgruppe um den Grüngürtel, arbeiten Vertreter von Grünflächen, Umwelt- und Stadtplanungsamt im Interesse der Freiraumsicherung zusammen. Jahresetat: 400.000 Euro.

Für die Frankfurter ist der Grüngürtel längst zum wichtigsten Naherholungsgebiet geworden. Sie schätzen die Streuobstwiesen, mit den für Frankfurt typischen Apfelbäumen und dem Speierling, der für den „Äppelwoi" gebraucht wird, die Anhöhe des Berger Rückens, Frankfurts höchste Erhebung mit 212 Metern, das Niddatal mit seinen Auen und Wiesen, den eiszeitlichen Sanddünen am Main oder dem Stadtwald im Süden Frankfurts. Das Besondere des Grüngürtels ist, dass er mehr bietet als nur Grün: Es finden sich darin Spiel- und Sportplätze, Gartenwirtschaften, landwirtschaftliche Betriebe mit Hofverkauf. Besonders beliebt ist ein umgestalteter, ehemaliger Hubschrauberlandesplatz, der Flugplatz Bonames. Bei einer Umfrage des Umweltdezernats im vergangenen Jahr gaben 80 Prozent der Befragten an, eher einen Ausflug in den Grüngürtel als in den benachbarten Taunus zu unternehmen. Und die Hälfte der Befragten gab an, zum Stichwort Grüngürtel die offene Landschaft zu assoziieren.

Zum Erfolg beigetragen hat, dass die Stadt als eines der ersten Projekte 1992 einen 75 Kilometer langen Radrundweg angelegt hat, vor acht Jahren folgte ein Wanderweg rund durch den Grüngürtel. Eine kostenlose Freizeitkarte ist in diesem August gerade in siebter Auflage erschienen. Die Stadt bietet geführte Spaziergänge an, es werden alljährlich Familientage angeboten, sei es um Fledermäuse zu beobachten, Drachen steigen zu lassen oder als Familie mit dem Rad das Gelände zu erkunden. Seit 2002 gibt es das Bildungsprogramm „Entdecken, Forschen und Lernen im Frankfurter Gürtel", das mehrfach von der UN ausgezeichnet wurde und sich vor allem an Schulen und Kindertageseinrichtungen richtet. Es wurde seinerzeit von der Schul- und Umweltdezernentin Jutta Ebeling eingeführt, nach dem Motto „nur was man kennt, schützt man auch". Parallel hatte die Projektgruppe mit dem Vorhaben „Komische Kunst im Grüngürtel" begonnen. Vertreter der Neuen Frankfurter Schule, allesamt Schreiber und Karikaturisten, haben seitdem manches Kuriose für Wald, Feld und Wiesen kreiert wie den „Pinkelbaum", ein Ich-Denkmal oder das von Robert Gernhardt geschaffene „Grüngürtel-Tier": ein Phantasietier, das eine Mischung aus Wutz, Star und Molch darstellen soll und damit auf die drei wesentlichen Elemente des Grüngürtels hinweist, auf Stadtwald, Streuobstweisen und Nidda.

20 Jahre nach der Gründung des Grüngürtels will die derzeitige Frankfurter Umweltdezernentin Manuela Rottmann nun dessen Verbindung in die Stadt hinein und hinaus ins Umland ausbauen. Sie hat im Umweltamt einen Mitarbeiter eigens damit beauftragt zu ermitteln, wo grüne Achsen vom Grüngürtel in die Innenstadt gebildet und planerisch gesichert werden können. Ein Vorhaben, dass der Stadt eine heftige Debatte um die Nutzung von Flächen bescheren dürfte, denn freie Flächen gibt es praktisch nicht mehr in der Stadt. Ginge es nach dem Willen Rottmanns, stünde am Ende eine Ergänzung der Grüngürtel-Verfassung. Diese möglichen grünen „Radialen" könnten auch mit Blick auf den Klimaschutz wichtig für Frankfurt werden, damit die nächtliche Kaltluft aus dem Taunus sicher bis ins Herz der Stadt kommt. Bis dahin wirbt Rottmann mit einem denkbar einfachen Argument für die grüne Anbindung von innen nach außen: Wie jedes Mädchen derzeit wisse, wo sich H&M auf der Zeil, auf Frankfurts Haupteinkaufsmeile befinde, „so soll eines Tages jeder den Weg von der Frankfurter Innenstadt zum Grüngürtel kennen und schnell finden, gleichgültig ob Tourist oder Zugezogener".

Fotos: Marcus Kaufhold / Andrea Diefenbach / Stefan Cop / Jessica Schäfer

Imposanter Blick vom Lohrpark auf die Frankfurter Stadtsilhouette.

Jeden Sommer verwandelt der Verein Umweltlernen den Brentanopark in eine Musikbühne.

Häuschen am Heiligenstock auf dem Berger Rücken.

Aufkleber des „Rosa Rose Gartens" in Berlin.

Gemeinschaftsgarten „Ton, Steine, Gärten" in Berlin.

VON PATRICK HUHN

Mit Spaten, Pflanzen und Visionen

Ihre Aktionsräume finden sie fast überall. Typische Ziele sind verwahrloste Brachflächen – ganz gleich ob Verkehrsinseln, Baumscheiben oder Baubrachen. Viele ihrer Aktionen werden im Internet angekündigt und dokumentiert. Die Rede ist von sogenannten Guerilla-Gärtnern, die mit Spaten, Pflanzen und Visionen ihren Lebensraum verschönern wollen.

Der Guerilla-Gärtner Richard Reynolds beschreibt seine Tätigkeit als „die unerlaubte Kultivierung von Land, das jemand Anderem gehört". Guerilla-Gärtner übertreten also bei ihren Pflanzaktionen bewusst Grenzen und Gesetze und geraten dabei in verschiedene Konflikte. Dennoch ist Guerilla Gardening allem Anschein nach eine geeignete und funktionierende Nutzung von Brachflächen. Es stellt sich die Frage, wie diese Wirkungen gefördert und gleichzeitig Konflikte und Probleme abgebaut werden können.

Der Begriff Guerilla Gardening wurde bereits in den 1970er Jahren in New York geprägt. Die Bewegung findet allerdings erst seit Anfang dieses Jahrtausends weltweit vermehrt Anhänger. Die Keimzellen der Guerilla-Gardening-Bewegung sind London, New York und Berlin. Mit der Einrichtung der Website guerrillagardening.org wurde eine international erreichbare Plattform geschaffen, die die Vernetzung der Anhänger auf globaler und lokaler Ebene erleichtert und eine Anlaufstelle für die Anhänger darstellt. Dies verschaffte der Bewegung einen zusätzlichen Auftrieb und Guerilla Gardening verbreitete sich in der Folge zunehmend.

Derzeit ist die Bewegung in über 50 Ländern aktiv. Bei den Pflanzaktionen gehen die Gärtner einzeln oder in Gruppen vor. Entgegen der weitverbreiteten Meinung finden Guerilla-Gardening-Aktionen nicht ausschließlich nachts statt, wie Susanne Quehenberger klarstellt: „Mir ist es wichtig, dass ich tagsüber gärtnere. Ich habe kein Interesse, das heimlich zu machen."

Juristisch fällt Guerilla Gardening unter die Gesetze zur Sachbeschädigung in Paragraf 303 Strafgesetzbuch oder Besitzstörung in den Paragrafen 858 und 862 Bürgerliches Gesetzbuch. Rechtliche Konsequenzen ziehen die Gesetzesübertretungen natürlich nur im Falle der Klage durch den Geschädigten nach sich.

Im Bereich des gärtnerischen Handwerks stehen Guerilla-Gärtner vor denselben Herausforderungen wie Hausgärtner. Jedoch müssen sich Guerilla-Gärtner darüber hinaus noch speziellen Aufgaben stellen, wie beispielsweise der Frage nach der Wasserversorgung. Weitere Probleme sind durch Hunde hervorgerufene Schäden an den Guerilla-Gärten, Auseinandersetzungen mit Eigentümern und Besitzern, fehlende Ansprechpartner bei den Städten oder Vandalismus in den Gärten. Diese Konflikte wirken sich negativ auf das Potenzial von Guerilla Gardening aus und stellen somit ein Problem für die Entwicklung und Anerkennung der Bewegung dar.

Insgesamt wirkt sich Guerilla Gardening in der Regel vorteilhaft und gewinnbringend für ein Quartier aus. Die Quartiere werden grüner, ihr Image verbessert sich. Das wiederum trägt gleichzeitig dazu bei, dass sich die Anwohner stärker mit ihrem Wohnort identifizieren. Diese Entwicklung kann unter Umständen bis hin zu einer Bodenwertsteigerung führen.

Viele der auftretenden Konflikte können bereits durch einfache und kostengünstige Maßnahmen gelöst oder vermieden werden. Es ist jedoch wichtig, dass die Stadt sich hierzu intensiv mit der Guerilla-Gardening-Bewegung auseinandersetzt und beispielsweise einen Ansprechpartner bestimmt. Über das reine Konfliktmanagement hinaus gibt es verschiedene zusätzliche Förderungsmöglichkeiten, die unterstützend für die Verbreitung und Bedeutung der Guerilla-Gardening-Bewegung wirksam sind.

Zusammenfassend kann festgestellt werden: Guerilla Gardening ist als Nutzung von Brachflächen geeignet. Durch ein entsprechendes Konfliktmanagement können die Wirkungen und Ergebnisse durch Guerilla Gardening zusätzlich gesteigert werden. Darüber hinaus ist auch eine allgemeine Förderung möglich. Innerhalb Deutschlands befindet sich die Bewegung noch in der Entstehung und wird somit auch zukünftig eine interessante Entwicklung durchlaufen. Zudem wird deutlich, dass der Bevölkerung die Gestaltung der öffentlichen Räume zunehmend wichtiger ist und diese bei Missständen schnell eigenständig aktiv wird.

„Mit Spaten, Pflanzen und Visionen – Guerilla Gardening als Nutzung von Brachflächen" von Patrick Huhn ist im Juli 2011 bei Der Andere Verlag erschienen und behandelt eingehend die Konflikte und die Potenziale die mit Guerilla Gardening als Brachflächennutzung im urbanen Raum verbunden sind.

Aktionsraum Blumenkübel: In der Dortmunder Innenstadt setzt ein Guerilla-Gärtner Tulpenzwiebeln.

Fotos: Patrick Hühn / dpa picture alliance (1)

Guerilla-Gardening-Aktionen finden häufig am helllichten Tage statt. Dabei gärtnern die Aktivisten einzeln oder in Gruppen.

AUFGESCHRIEBEN VON GERHARD FUCHS UND JONAS ZIPF

Pop.Up in Jena

Das Theaterhaus in Jena ist im November mit einem jungen Ensemble und gleich vier Premieren in die neue Spielzeit gestartet – mit abstrakten „mobilen Skulpturen" macht das Haus in der Stadt auf sich aufmerksam.

Jonas Zipf, neuer künstlerischer Leiter des Theaterhauses Jena, und Oberbürgermeister Dr. Albrecht Schröter (rechts).

Das „Vogelnest" am Eingang des Theaterhauses ist Teil der Architektur-Performance „Pop.Up".

Mit den Skulpturen ist der bisher brachliegende Theatervorplatz belebt worden.

Fotos: Roman Schmitz

Jedes Mal, wenn ich nach Jena komme, kaufe ich mir einen Mantel oder eine Hose. Auch diesmal hatte ich mir den wohlbekannten Fußweg fest vorgenommen: vom Jenaer ICE-Bahnhof Paradies am ehemaligen Volksbad vorbei zum Einkaufszentrum unterhalb des Intershop-Towers. Doch mein Weg wurde auf dem Engelsplatz jäh unterbrochen: ein großer dreidimensionaler Pfeil wies mich über den Engelsplatz in Richtung Theaterhaus. Der Pfeil war aus weißen Holzspanplatten gebaut und mit einem Fahrradschloss an ein Geländer gekettet. So stand er da, am Parkplatz unterhalb des Theatervorplatzes und stoppte meinen Weg, lenkte mich und meine Aufmerksamkeit Richtung Theaterfassade. Und sofort „klickte" es: der Pfeil ist Teil der Architektur-Performance des Theaterhauses Jena, Teil des „Pop.Up"-Projekts, das die Stiftung „Lebendige Stadt" unterstützt und fördert.

Jonas Zipf, der neue künstlerische Leiter des Theaterhauses, hatte mir den Pfeil einige Monate zuvor erklärt: in seiner Beschreibung war noch von abstrakten „mobilen Skulpturen" die Rede, mit denen im Laufe der kommenden Spielzeit die Jenaer Innenstadt und Vororte bespielt werden sollten. Auf den zweiten Blick wurde mir die Funktion des Pfeils bewusst. Er ist beweglich und kann von zwei Personen getragen werden. Jedes Mal, wenn das Ensemble der Künstler des Theaterhauses an einem Ort in der Stadt aktiv wird, steht der Pfeil als wieder erkennbarer Hinweis daneben. Als grafisches Zeichen weist er auf das Theaterhaus zurück. Im Zuge der „Pop.Up"-Performance durch die beiden Stuttgarter Architekten Peter Weigand und Lukas Lenszinski („umschichten") war hier ein Parcours aus geometrischen Formen entstanden. Das Rolltor an der Theaterfassade zeigte ebenfalls einen Pfeil. Beide Pfeile weisen dem Zuschauer den Weg zum Eingang. Den wiederum haben die „umschichten"-Architekten mit einer Art Vogelnest überdacht. Eine mikado-artige Struktur aus Eisenstangen umhüllt die Eingangstreppe und trägt eine halbe nach oben offene Kugel: ein auffälliger Akzent für den Eingang des Theaterhauses.

Das Herzstück des neu gestalteten Vorplatzes bildet allerdings eine andere neu errichtete Struktur – ein aus alten Bühnenteilen angefertigter Rhombus, der aus einer Vielzahl an Holzplatten und alten Fenstern zusammengesetzt ist. Ein ästhetisches Künstler-Atelier voller Luft und Licht, innen wärmegedämmt und mit Stromanschlüssen versehen – ein temporärer Bau, der ab Januar monatlich wechselnden Künstlern als Werkraum und Ausgangspunkt für Exkursionen, Interventionen und Aktionen im städtischen Raum dient.

Im Laufe des Nachmittags strömten Menschen aus allen Richtungen auf den Theatervorplatz. Trotz der Kälte waren sie offensichtlich bereit, sich auf diesem im Grunde unwirtlichen Platz aufzuhalten. Und das hatte einen guten Grund. Das Ensemble des Theaterhauses hatte zum Essen eingeladen. Eine der Schauspielerinnen, Tina Keserovic, hatte Spezialitäten aus ihrem Heimatland Kroatien zubereitet, und zwar für ca. 150 Menschen. Dazu gab es Live-Musik, es wurde getrunken, getanzt und gelacht, und das in einer ganz besonderen, herzlichen und offenen Atmosphäre: vom Bühnentechniker bis zum Oberbürgermeister fanden sich Jenaer jetzt ein und schienen vereint – ein ungewöhnliches urbanes Gefüge der besonderen Art. Spätestens jetzt gab ich meine Kauftradition auf.

Oberbürgermeister Dr. Albrecht Schröter erinnerte sich an die Entstehung des Projekts. Als die Renovierungs-Arbeiten im Bühnenraum des Theaterhauses begannen, war er selbst überrascht: den Architekten war es gelungen, in Zusammenarbeit mit zwei Jenaer Vereinen und der Statisterie des Theaterhauses eine Reihe von Helfern zu finden. Und die räumten erst einmal das Theaterhaus aus – sie schleppten ausrangierte Bühnenbilder und Requisiten, altgediente Baumaterialien und aussortierte Elemente der Bühnentechnik auf den Vorplatz und legten sie dort – wie auf einem Trödelmarkt – aus. Als alles beisammen war, endete die erste Phase des Projekts. Die sogenannte „Inventur" wurde ebenfalls gefeiert – mit handfesten Thüringer Produkten: Bratwurst und Bier, wie es sich für Bauarbeiter gehört. Im Anschluss hatten die Architekten und ihre Helfer nach und nach Material sortiert, ausgesiebt und „umgeschichtet". Und dann mit dem Bau von Pfeil, Vogelnest und Rhombus begonnen.

„Mit den drei entstandenen Elementen ist der Prozess noch lange nicht abgeschlossen", sagt Jonas Zipf. „Das war erst die erste Phase – uns ist es jetzt immerhin gelungen, den brachliegenden Theatervorplatz zu aktivieren und zu einer neuen Aufenthaltsqualität zu verhelfen. Jetzt muss es darum gehen, Stück für Stück, Schritt für Schritt den städtischen Raum zu erobern, nicht zuletzt, weil das Theaterhaus wegen weiterer Um- und Anbauten in der kommenden Spielzeit ganz aus- und umziehen muss. Den Rhombus und auch andere temporäre Elemente werden Sie mit Sicherheit wiederfinden – an neuen Spielorten in und um Jena herum. Vielleicht können so die vagabundierenden vorerst temporären Strukturen im Laufe des Prozesses sogar zu dauerhaften Strukturen werden und auch zum neuen Theaterhaus zurückkehren. Wir werden daran arbeiten!"

Der kopfsteingepflasterte Stadtkern um die Beelitzer Kirche ist im kommenden Jahr Schauplatz eines Sommertheaters.

Fotos: Danuta Schmidt / Stadt Beelitz

VON DANUTA SCHMIDT

Im Kern einzigartig

Vor 20 Jahren hat sich in Brandenburg eine Arbeitsgemeinschaft gegründet. Ihr Ziel: die historischen Stadtkerne der Region retten und damit Identität stärken. Mittlerweile ist aus der Denkmalidee Tourismus-Marketing geworden. Lockmittel: historische Altstadt.

Kalendertürchen müssen nicht immer aus Papier oder Pappe sein. Sie müssen auch nicht klein sein. 24 Kalendertüren, und zwar echte Türen, werden jährlich zwischen Perleberg und Doberlug-Kirchhain geöffnet, jeden Tag eine Tür in einer anderen brandenburgischen Stadt. Aus Holz oder Stahl. Mal ist es die Tür eines Ruderklubs in Werder, die Tür des Äbtissinnenhauses in Mühlberg oder die klassizistische Tür des Kavalierhauses in Dahme. Mit dem historischen Weihnachtskalender werden an 24 Tagen Denkmäler geöffnet, die sonst kaum zugänglich sind. In Beelitz wird es in diesem Jahr das Haus am Kirchplatz 3 sein.

Seit 2004 schafft die Arbeitsgemeinschaft „Städte mit historischen Stadtkernen" im Land Brandenburg damit eine große Öffentlichkeit. Bei Glühwein, Brass und Geschichte zum Anfassen kann man sich nicht nur diese Häuser an einem Tag in der Dämmerung anschauen. Die stillen Denkmäler werden wieder ins Gespräch gebracht, ihre Nutzer, ihr Umfeld, die Kleinstädte.

Alte Häuser in der Adventszeit zu betreten und zu würdigen, ist nur eine Aktion von vielen, mit denen sich die Arbeitsgemeinschaft „Städte mit historischen Stadtkernen" Gehör verschafft. Die AG gründete sich 1992 mit dem Ziel, die historischen Stadtkerne vor dem weiteren Verfall zu retten, wertvolle Bausubstanz zu sanieren und zu revitalisieren. Mittlerweile gehören 31 brandenburgische Kleinstädte zu diesem Verbund. Ihr gemeinsamer Nenner ist ein noch gut ablesbarer historischer Stadtgrundriss, egal ob Mittelalter, Barock oder Klassizismus. Die Bebauung muss überwiegend historisch sein und das Ortsbild geschlossen. Dabei funktioniert die AG als Schnittstelle zwischen Bund, Land und den einzelnen Kommunen und wird durch die einzelnen Bürgermeister vertreten. Es gibt ein reges Netzwerk zwischen den Kommunen. Zweimal im Jahr treffen sich seit 20 Jahren die Bürgermeister dieser historischen Städte zu einer Fachtagung. Ideenaustausch steht dabei ganz oben auf der Agenda. Kürzlich war es der Beelitzer Bürgermeister, der zum Neudenken in Sachen „Rettung unserer Städte" inspirierte: Die Stadt Beelitz kauft vor dem Verfall bedrohte Häuser im Innenstadtbereich auf, lässt sie sanieren und findet Nutzer. „Bevor ich zusehen muss, wie diese Häuser immer mehr verfallen und das Stadtbild verunstalten und solange es keine interessierten Investoren gibt, warum sollen wir dann nicht selbst Hand anlegen?" so Bernhard Knuth. Dabei hat Beelitz, die „Stadt mit Köpfchen", sogar einen Standortvorteil: Um Beelitz wachsen die größten Spargelfelder Brandenburgs, die jährlich Gourmet-Touristen vor allem aus Berlin anziehen. Doch durch die Mitgliedschaft im Städtebündnis entsteht eine große Öffentlichkeit für die im Schatten von Potsdam und Berlin stehende 6.000-Seelen-Stadt Beelitz selbst.

Unterstützt werden die brandenburgischen Städte durch das Bund-Länder-Programm zur fachgerechten Sanierung der historischen Stadtstruktur. 80 Prozent der Förderung kommt von Bund und Land, 20 Prozent bestreiten die Städte aus eigenen Mitteln. Die historischen Stadtkerne sind ein wichtiger Standortfaktor des Landes Brandenburg. Auf den Schildern zu den Autobahn-Abfahrten werben die Kommunen nicht nur mit besonderen Markenzeichen des Ortes und der Region, sondern auch mit dem Logo der AG. Es ist attraktiver, an einem kulturell gewachsenen Ort zu investieren, der mit Geschichte und ihren Geschichtszeugnissen gesegnet ist. Die Innenstädte sollen aber keine Freilichtmuseen, sondern lebendige Orte des städtischen Lebens werden. Da schöpft die AG, die mit ihrer Arbeit auch Identität für den Ort und deren Bewohner stiftet, den Handlungsspielraum voll aus: Jeden Monat wird das „Denkmal des Monats" gekürt. Dazu wird die Historie nachvollziehbar gemacht, dem Haus werden eine Plakette und eine Urkunde verliehen. Alle 31 Bürgermeister des Städtebündnisses werden geladen. Die Beelitzer Stadtkirche romanischen Ursprungs war genauso Denkmal des Monats wie das Beelitzer Rathaus oder die alte Posthalterei. Hier führte die alte Handelsstraße zwischen Berlin und Leipzig entlang, was zu einem wichtigen Postkurs mit Pferdewechsel in Beelitz führte.

Im kommenden Sommer ist der kopfsteingepflasterte Stadtkern um die Beelitzer Kirche Schauplatz eines Sommertheaters. Das, was in Frankreich oder Italien kleine ziehende Straßentheater ins Stadtbild bringen, wird hier durch die Arbeitsgemeinschaft, die ihren Sitz in Potsdam hat, organisiert. Im Juli und August werden historische Plätze einzelner Kleinstädte bespielt, der 300. Geburtstag Friedrich des Großen steht auf dem Theaterprogramm. Für ihre öffentlichkeitswirksame Arbeit wurde die Arbeitsgemeinschaft „Städte mit historischen Stadtkernen" mit dem Tourismuspreis 2008 des Landes Brandenburg ausgezeichnet.

In Städten wie Leipzig stehen viele Gründerzeithäuser leer – vor allem Eckhäuser an belebten Straßen.

VON JOACHIM GÖRES

Bum-Bum im Wächterhaus

In vielen Städten Ostdeutschlands und zunehmend auch im Westen verfallen Tausende von Altbauwohnungen. In Leipzig setzt sich der Verein „HausHalten" mit einer einfachen Idee erfolgreich für den Erhalt von lange leerstehenden Gründerzeithäusern ein.

Die Türen und Fenster mit Balken zugenagelt, der Putz bröckelt von der Fassade, auf dem Dach wachsen durch Öffnungen Sträucher und kleine Bäume – wer durch Leipzig spaziert, der findet an vielen Stellen leerstehende Gründerzeitbauten, die langsam aber sicher verfallen. In der sächsischen Metropole, der deutschen Stadt mit den meisten Gründerzeithäusern, müssten 2.000 Gebäude dringend saniert werden, die um 1900 errichtet wurden. Es gibt einen Leerstand von mehr als 40.000 Wohnungen. An verkehrsreichen Hauptstraßen stehen vor allem viele Eckhäuser der stadtbildprägenden fünfstöckigen Bauten seit Jahren leer. „Hier gibt es besonders viel Lärm z.B. durch anfahrende oder bremsende Straßenbahnen. Zudem fehlen an den Eckhäusern meist Hinterhöfe und Balkone, so dass sie nur schwer zu vermieten sind", sagt Katrin Weber.

Sie arbeitet beim Leipziger Verein „HausHalten", der mit einer einfachen Idee in den letzten Jahren ein Dutzend Häuser vor allem in den Stadtteilen Lindenau und Plagwitz vor dem Verfall gerettet hat: Die „Haushälter" bringen Besitzer von leerstehenden Gründerzeithäusern, für die sich die Sanierung nicht lohnt oder denen dafür schlicht das Geld fehlt, mit meist jungen Menschen zusammen, die z.B. ein Atelier für ihre künstlerische Arbeit gründen wollen und auf der Suche nach günstigen Räumen sind. Neue Nutzer und Eigentümer schließen mit dem Verein „HausHalten" einen auf fünf Jahre befristeten Vertrag. Darin verpflichtet sich der Eigentümer, die meist nicht funktionierende Infrastruktur des Hauses wie Heizung, Strom, Wasser usw. wieder in Ordnung zu bringen.

Die neuen Nutzer unterschreiben, dass sie die laufenden Betriebskosten für die von ihnen genutzten Räume übernehmen – rund 80 Cent pro Quadratmeter. Sie garantieren, dass sie sich um das Haus kümmern, indem sie z.B. sofort den meist nicht in Leipzig lebenden Besitzern Bescheid geben, wenn es durch das Dach geregnet hat oder wenn im Haus Scheiben eingeschlagen wurden. Sie schmeißen die Ofenheizung regelmäßig an und bringen z.B. kaputte Fenster in Eigenarbeit in Ordnung. Und sorgen dafür, dass die baulichen Schätze in diesen unter Denkmalschutz stehenden Häusern wie der Stuck an der Decke oder die Jugendstilmalereien in den Treppenhäusern erhalten bleiben. Im Büro von „HausHalten" in einem Haus von 1836, das schon zum Abriss freigegeben war, können sich die Nutzer bei Katrin Weber und ihrem Kollegen Volker Schulz Bohrmaschinen und andere Geräte für die Instandsetzung ihrer Räume ausleihen.

Die Künstlerin Anna Schimkat musste vor sieben Jahren selber das Stromkabel in der Lützner Straße 30 verlegen – es gab nur einen Sicherungskasten mit einer Steckdose für Baustrom. Dort hat sie sich eine Werkstatt im Erdgeschoss eingerichtet. Vor zwei Jahren haben Schimkat und ihre Künstlerkollegen aus dem Haus einen Verein gegründet und mit dem Besitzer einen eigenen Vertrag geschlossen. So konnten sie auch nach Ablauf der Fünfjahresfrist weiter die Räume nutzen. Schimkat: „Der Besitzer reagiert sofort, wenn z.B. das Dach nicht in Ordnung ist." Nach wie vor müssen die Nutzer viel in Eigenregie reparieren, aber dafür zahlen sie weiter erheblich weniger Miete als üblich. „Was wir hier an Platz zum Arbeiten

Fotos: Christiane Eisler (transit) / Tom Schulze (transit) / HausHalten e.V.

Der Verein „HausHalten" vermittelt zwischen Eigentümern und Interessenten wie Künstlern, Musikern oder Vereinen.

Theateraufführung in einem Wächterhaus: Durch die neue Nutzung lange geschlossener Läden kommt wieder Leben ins Stadtviertel.

und für eigene Ausstellungen haben, könnten wir uns woanders gar nicht leisten", sagt Schimkat.

„Es kann von sechs Monaten bis zu mehreren Jahren dauern, bis wir ein geeignetes Haus gefunden, den Besitzer aufgetan und ihn von unserem Modell überzeugt haben", sagt Weber und ergänzt: „Wenn das Haus im Besitz von mehreren Parteien ist und die sich untereinander nicht über die Zukunft des Hauses einigen können, dann lassen wir die Finger davon." Das Interesse auf Seiten der potenziellen Nutzer ist wesentlich größer: Auf einen leerstehenden Raum kommen drei Bewerber. Die müssen ein Nutzungskonzept vorlegen. „HausHalten" wählt dann aus und achtet dabei darauf, dass Musiker z.B. nicht neben einem Doktoranden untergebracht werden.

Seit kurzem vermittelt „HausHalten" auch „Ausbauhäuser" – sie sind im Gegensatz zu den Wächterhäusern auch zum Wohnen gedacht. Auch hier müssen die Bewohner viele Dinge selber machen wie z.B. alle Malerarbeiten oder den Fußboden schleifen. Dafür gibt es einen unbefristeten Mietvertrag und der Quadratmeterpreis liegt zwischen 1,50 und 3 Euro – je nach Zustand und Lage der Wohnung. „Das ist für viele Vermieter interessanter, weil sie so höhere Einnahmen haben, als wenn sie nur den Laden im Erdgeschoss vermieten. Bei den potenziellen Mietern ist das Interesse riesengroß. Die meisten suchen Altbauwohnungen um die 100 Quadratmeter, für eine WG, als Familie oder für Wohnen und Arbeiten unter einem Dach. Viele sind älter und bereit, Geld und Zeit in die Wohnung zu investieren, weil sie hier auf Dauer bleiben wollen", sagt Schulz.

Nach Leipziger Vorbild gibt es bereits in Görlitz, Chemnitz, Erfurt und Halle Wächterhäuser. Auch in westdeutschen Städten wächst das Interesse wie z.B. in Bremerhaven, wo 5.000 Wohnungen leerstehen. Besitzer reagieren dort bislang aber sehr skeptisch auf das Modell der Wächterhäuser. In anderen Kommunen hält die Stadtverwaltung die Verwirklichung dieser Idee für unrealistisch. In Leipzig, wo die Baubehörde den Verein „HausHalten" unterstützt, kann man sich darüber nur wundern.

Dort freuen sich die Nachbarn nämlich, dass die „bewachten" Eckhäuser nicht weiter verfallen und somit auch die Bausubstanz der umliegenden Häuser erhalten bleibt. Zudem kommt durch die Nutzung lange geschlossener Läden Leben ins Viertel. Im „Akash" werden heute indische Produkte verkauft, in der Seifensiederei „sounso" entsteht Seife, der vegane Imbiss „Die Vleischerei" bietet kulinarische Spezialitäten. Beim Tischtennisverein Bum-Bum treffen sich Sportfreunde, das Theaterhaus Lofft hat hier seine Büroräume, der Verein für deutsch-spanische Freundschaft lädt zu Vorträgen, Ausstellungen und Konzerten ein. Mehr als 200 meist junge Menschen – die Hälfte von ihnen Studenten – tragen als Nutzer der Wächterhäuser dazu bei, dass einstige Schandflecken wieder positiv wahrgenommen werden. Inzwischen haben sich Investoren für die Sanierung einzelner Gründerzeithäuser gefunden.

Der Verein „HausHalten" hat eine Wanderausstellung zum Thema Wächterhäuser konzipiert, die Interessenten ausleihen können. Näheres unter www.haushalten.org

Fotos: Uwe Künkenrenken / Susanne Kern / Ted Jones / Stefan-Maria Rother

Zirkus der Generationen: Arnsberg nimmt den demografischen Wandel ernst und wartet mit vorbildlichen Projekten für den Dialog auf.

VON MARGARET HECKEL

Viel Spaß beim Zirkus der Generationen

2010 wurde Arnsberg von der Stiftung „Lebendige Stadt" ausgezeichnet. Dort gehen Kindergartenkinder in Altersheime. Demenzkranke singen im Gospelchor. Senioren arbeiten als Regieassistenten beim Kindertheater. Ein Besuch in einer Kommune, in der das Miteinander der Generationen funktioniert.

Es war im Jahr 1995, als Arnsberg allen über 50-jährigen Bürgern eine Postkarte geschrieben hat. „Wie wollen Sie im Alter leben?", stand darauf. Die Aktion war ein Skandal – und ein voller Erfolg. „Viele haben sich unglaublich aufgeregt, was die Stadt das denn angehen würde", erinnert sich Marita Gerwin von der „Fachstelle Zukunft Alter" in Arnsberg.

Doch dann ging die erhoffte Diskussion los. Sagenhafte 48 Prozent der 28.000 Angeschriebenen reagierten und schickten ihre Wünsche. In Dutzenden von Veranstaltungen und Workshops diskutierten die Arnsberger über ihre Zukunft. Ganz bewusst wurden viele an untypischen Orten wie Kindergärten abgehalten. „Da saßen die Erwachsenen dann auf den Kinderstühlchen, während wir darüber geredet haben, dass durch den Bevölkerungsschwund ganze Stadtteile verschwinden", sagt Gerwin, „das hat eine hohe persönliche Betroffenheit ausgelöst."

Auf Kinderstühlen über die Zukunft nachdenken

Schnell wurde klar, dass die Verwaltung zwar wichtige Impulse setzen kann, doch die Bürger ihre Zukunft selbst in die Hand nehmen müssen. So gründete die Stadt eine Zukunftsagentur und die Fachstelle Zukunft Alter als eine Art „Denk-Gremium" und siedelte sie bewusst als Stabsstelle beim Bürgermeister an. Hinzu kommt eine so genannte „Engagementförderung", die ebenfalls als Querschnittsgremium gedacht ist.

Aus den Diskussionen mit den Bürgern entwickelte sich die Zielsetzung, keinesfalls eine Altenpolitik zu machen, sondern alles auf einen Dialog der Generationen auszurichten. Heute helfen Senioren in den Kindergärten und spielen bei Theateraufführungen dort mit. Im Jugendzentrum wurde ein „Zirkus der Generationen" entwickelt, bei dem sogar Demenzkranke auf der Bühne Zaubertricks zeigen. Im Marionettentheater wurden Figuren gebaut, die man auch auf Rollstühle stellen kann. In den Kindergärten und den Büchereien gibt es jetzt auch Kinderliteratur, wo Alte nicht nur als stereotype Oma mit Dutt und Gemüsegarten, sondern als aktive Frauen und Männer mit unterschiedlichsten Interessen dargestellt werden.

Kinderliteratur ohne Alten-Stereotypen

„Kleine Kinder gehen sehr unbefangen an das Thema Alter heran", sagt Marita Gerwin von der Fachagentur, „sie sind neugierig und unvoreingenommen". Das ist ideal für die Zusammenarbeit mit Älteren, auch mit Demenzkranken. Ein weiteres Erfolgskriterium ist die Zusammenarbeit mit Künstlern in den Projekten. „Sie sind kreative Querdenker und finden viele neue Wege, die auszuprobieren Spaß macht und alle weiterbringt", sagt Gerwin.

So hat die Fachagentur beispielsweise eine Porträtmalerin zum Thema Demenz weiterqualifiziert und dann in ein Altenheim geschickt, wo sie die Bewohner gemalt hat. Danach sind

In Arnsberg helfen Senioren in Kindergärten mit.

Kleine und große Zauberer: Magie im Generationen-Programm des Zirkus Fantastello.

Lachfalten zaubern – so heißt das Motto in Arnsberg.

die Kinder ins Heim gekommen und haben die Alten befragt, wie sie sich selbst gemalt sehen wollen und ihrerseits die Senioren porträtiert.

Ein junger Musiker, der nach seinem Studium eigentlich in einer Musikschule unterrichten wollte, musiziert durch den Kontakt mit der Fachstelle jetzt im Altersheim. Nur zwei von vielen Projekten, die alle ein Ziel haben: den Austausch zwischen den Generationen.

„Wir haben sehr gute Erfahrungen mit Projekten gemacht, die Demente und Kindergartenkinder zusammenbringen", erzählt Marita Gerwin. So haben beispielsweise in der Kita „Kleine Strolche" die Erzieherinnen den Kindern Kinderbücher vorgelesen, die über die „Vergesskrankheit" bei Oma und Opa berichten. Das wurde dann ausführlich besprochen, als Vorbereitung auf einen Besuch im Heim. Die Kinder haben die Uroma eines Kindergartenkindes besucht – und wenig später kam auch die Uroma mit ein paar anderen Demenzkranken in den Kindergarten zu Besuch. „Das war für beide Seiten ein tolles Erlebnis", sagt Gerwin.

Uwe Künkenrenken betreut etliche der Projekte als ehrenamtlicher Helfer. Er arbeitet besonders gern mit Musik, weil sie viele verschüttete Erinnerungen gerade bei dementiell beeinträchtigten Patienten weckt. „Ich erinnere mich an einen Musiknachmittag im Altersheim. Ein älterer Herr im Rollstuhl saß völlig bewegungslos da. Dann, bei den ‚Tulpen aus Amsterdam' fing er plötzlich zu klatschen an", sagt Künkenrenken. Die Leiterin sei total verblüfft gewesen, denn bislang hatten alle angenommen, der Patient könne seine Hände gar nicht mehr bewegen.

Auch sehr schwierige Themen wie der Umgang mit dem Tod können so spielerisch aufgearbeitet werden. In einer Arnsberger Kita hat die Leiterin beispielsweise ein Schwarzlicht-Theater auf Basis der Erzählung „Kleine Raupe Nimmersatt" aufgeführt. Viele Ältere haben mitgearbeitet, am Bühnenbild, am Ton, bei den Kostümen.

Insgesamt reichte das Altersspektrum von vier bis 87 Jahren. So bekommen auch kleine Kinder ganz realistische Bilder vom Alter. Und es sei durchaus möglich und auch sinnvoll, mit kleinen Kindern über das Sterben zu reden, sagt die Kita-Leiterin: „Sie sind da viel unbefangener als Erwachsene."

Das zeigt sich, als einer der Paten des Projektes schwer erkrankte. Jedes der Kinder hat ihm ein Bild gemalt mit seinen Vorstellungen darüber, wie es nach dem Tod wohl ist, und dem Kranken Wünsche mitgegeben. Auf einem Blatt stand beispielsweise „Ich wünsch Dir eine Prinzessin", auf einem anderen „Du darfst nicht traurig sein".

Margaret Heckel ist Autorin des Bestsellers „So regiert die Kanzlerin". Die Journalistin hat sich auf Demografie-Themen spezialisiert und betreibt die Webseite www.länger-leben.info

Das Klimahaus in Bremerhaven: Das 125 Meter lange und fast 30 Meter hohe geschwungene Gebäude ist das neue Wahrzeichen der Stadt.

Stadtnachrichten

Im Klimahaus können Besucher eine Reise entlang des achten Längengrads Ost unternehmen und die verschiedenen Klimazonen erleben.

Die Gartenstadt Hellerau in Dresden soll auf die Vorschlagsliste für neue Unesco-Welterbestätten.

Jenas OB erhält Preis für Zivilcourage

Dr. Albrecht Schröter, Oberbürgermeister der Stadt Jena und Mitglied im Stiftungsrat der „Lebendigen Stadt", ist in Berlin vom Förderkreis des Denkmals für die ermordeten Juden Europas mit dem Preis für Zivilcourage gegen Rechtsradikalismus, Antisemitismus und Rassismus ausgezeichnet worden. Schröter, der unter anderem Initiator einer Konferenz zum Thema „Kommunen gegen Rechtsradikalismus" war, reichte die Ehrung symbolisch an alle Jenaer weiter, die sich aktiv gegen den Rechtsextremismus engagieren.

Im Klimahaus Bremerhaven die Welt umrunden

Einmal die Welt umrunden, durch Gletscher-, Wüsten- und Unterwasserwelten wandern und dabei verstehen, wie unser Klima funktioniert. Dafür muss man kein Weltreisender sein, kein Tiefseetaucher oder Polarforscher. Es genügt ein Ausflug nach Bremerhaven ins Klimahaus. Dort kann der Besucher auf einer simulierten Reise entlang dem achten Längengrad die unterschiedlichen Klimazonen der Welt begreifen. Bei sengender Hitze durchquert er eine steinige Geröllwüste, marschiert durch Eislandschaften und wandert unter der Wasseroberfläche durch eine Aquarienlandschaft, die das vielfältige Leben in einem Korallenriff zeigt. Das Klimahaus Bremerhaven will informieren und unterhalten zugleich. Die komplexen Zusammenhänge im Klimageschehen werden nicht nur auf Info-Tafeln erläutert, sondern durch interaktive Exponate erfahrbar gemacht. Der Besucher soll zum Forscher werden: Mit Zutaten wie Feuer, Erde, Wasser und Luft kann er Stürme oder einen Vulkanausbruch verursachen. Und in der Themenkammer kann er herausfinden, wie sich im Alltag der persönliche CO_2-Ausstoß verringern lässt.

Gartenstadt Hellerau will Weltkulturerbe werden

Der Dresdner Stadtteil Hellerau soll als „Laboratorium einer neuen Menschheit" auf die Vorschlagsliste für neue Unesco-Welterbestätten. Eine Initiativgruppe, der Unternehmer und Bürger angehören, hat die Bewerbung beim Sächsischen Innenministerium eingereicht. Die Stadt Dresden begleite das Vorhaben wohlwollend, hieß es. Die Gartenstadt Hellerau war 1909 bis 1914 nach den Leitideen der Lebensreformbewegung erbaut worden. Das Festspielhaus schrieb als erster bühnenloser und offener Theaterbau der Moderne international Geschichte. Sachsen kann bis Herbst 2012 zwei neue Projekte für die nationale Vorschlagsliste anmelden. Vor drei Jahren hatte die Unesco mit dem Dresdner Elbtal erstmals eine Kulturstätte wegen des Baus der Waldschlösschenbrücke von der Welterbeliste gestrichen.

Bundesgartenschau in Koblenz schließt mit Besucherrekord

Mit einem Abschlussfest auf der Festung Ehrenbreitstein endete am 16. Oktober die Bundesgartenschau (Buga) in Koblenz. Nach 185 Ausstellungstagen wurden über 3,5 Millionen Besucher gezählt – eine halbe Million mehr als erwartet. Damit ist die Buga in Koblenz die bisher meistbesuchte Bundesgartenschau. Ein weiterer Erfolg: Die Veranstaltung schloss mit einem Plus von fast 13 Millionen Euro ab. Die Macher der Buga sprachen insgesamt von einem sehr positiven Ergebnis. Man habe zusätzlich sorgsam gewirtschaftet und das Budget nicht voll ausgeschöpft. Diese Mittel sollen für das Nachnutzungskonzept verwendet werden. 2013 findet die nächste, dann internationale Gartenschau in Hamburg statt.

Fotos: dpa picture alliance / Klimahaus Bremerhaven / Stadt Hoyerswerda

Die Generaldirektorin der Kunstsammlungen Chemnitz, Ingrid Mössinger, präsentiert ein rekonstruiertes Wandbild des Malers Otto Dix.

Kunstsammlungen präsentieren „Otto Dix in Chemnitz"

Bis zum 15. April 2012 präsentiert das Museum Gunzenhauser der Kunstsammlungen Chemnitz mit der Ausstellung „Otto Dix in Chemnitz" erstmals ein bislang unbearbeitetes Kapitel im Schaffen des Malers, der zu den bedeutendsten Künstlern des 20. Jahrhunderts zählt. Vorgestellt werden mehr als 60 Werke, die im Auftrag Chemnitzer Mäzene und Freunde entstanden. Einen besonderen Platz in der Schau anlässlich des 120. Geburtstages von Otto Dix nimmt die Rekonstruktion eines Gartenpavillons ein. Das Original befand sich auf dem Grundstück des Fabrikanten Fritz Emil Niescher. Otto Dix hatte die Ausmalung des Gartenhauses übernommen. So entstand 1938 die Wandmalerei „Orpheus und die Tiere", die bei den Bombenangriffen auf Chemnitz im März 1945 vollständig zerstört wurde. Mit dem Projekt „Dix in Chemnitz" setzen die Kunstsammlungen ihre Ausstellungen fort, die sich seit 1999 mit den Beziehungen von Malergrößen wie Edvard Munch, Max Klinger und Ernst Ludwig Kirchner zu Chemnitz beschäftigt haben.

Hoyerswerda: Zentrumsbrache wird zum Zentralpark

Hoyerswerda hat einen neuen Stadtpark: Auf einem 1,2 Hektar großen Areal, das über Jahre brach lag, entwickelte die Stadt in Zusammenarbeit mit der Wohnungsgesellschaft mbH Hoyerswerda das neue grüne Herz der Neustadt. Zwischen 2002 und 2004 waren auf dem Gelände mehrere elfgeschossige Häuser mit insgesamt 520 Wohnungen abgerissen worden. Das Gelände wurde von dem Landschaftsarchitekten Andreas Blume als innerstädtischer Anziehungspunkt gestaltet – mit ausgedehnter hainartiger Begrünung, farblich hervorgehobenen Wegen, Blumen und Stauden.

Auszeichnung für Stiftungsrat Heinz Buschkowsky

Heinz Buschkowsky, Bürgermeister von Berlin-Neukölln und Mitglied im Stiftungsrat der „Lebendigen Stadt", ist in Berlin für sein Engagement um die Integrationspolitik mit dem „Dialog der Generationen"-Preis geehrt worden. Buschkowsky lasse seinen Worten auch Taten folgen, hieß es in der Begründung der Jury.

Wo einst elfgeschossige Wohnblöcke standen, ist der neue Zentralpark von Hoyerswerda entstanden.

Zukunftsorientierung braucht Transparenz

Dr. Jörg Dräger ist Vorstandsmitglied der Bertelsmann Stiftung.

Leer, alt, arm – so wird die Zukunft deutscher Städte oft beschrieben. Dabei sind weder das Schrumpfen noch der Schuldendruck der Städte abstrakte Zukunftsprojektionen, sondern bereits Realität: Der demographische Wandel ist schon heute spürbar und das Defizit der Kommunen stieg im letzten Jahr um 500 Millionen auf 7,7 Milliarden Euro.

Diese Fakten laden auf den ersten Blick dazu ein, die Schließung von Kitas, Schulen und Jugendtreffs als Antwort auf beide Herausforderungen zu geben. Schließlich verringert sich der Bedarf und weniger Einrichtungen kosten auch weniger. Doch das Gegenteil ist der Fall: Sparen bei Investitionen in ein gesundes Aufwachsen und eine gute Bildung von Kindern ist teuer! Die Wirkungen dieser Ausgaben zeigen sich zwar nicht in einer Amtszeit, vermeiden mittel- und langfristig aber den Anstieg der Sozialkosten und den Kollaps kommunaler Haushalte; sie sind Prävention statt Reparatur. Jedes Jahr beginnen 150.000 Jugendliche ihr Erwerbsleben ohne abgeschlossene Ausbildung. Die Städte und Gemeinden tragen jährlich 225 Millionen Euro der daraus entstehenden Folgekosten.

Transparenz für zielgenauen Mitteleinsatz

Damit Städte gleichzeitig in junge Menschen investieren und ihre Haushalte entlasten können, benötigen sie jedoch Transparenz. Sie müssen die vorhandenen Angebote, die eingesetzten Ressourcen sowie die Entwicklung von Kindern kennen – nicht nur auf Ebene des Stadtgebietes, sondern in den einzelnen Stadtteilen. Denn das Wohnumfeld prägt das Aufwachsen von Kindern erheblich. Nur mit diesem Wissen können sie die knappen Ressourcen wirksamer und bedarfsgerecht einsetzen.

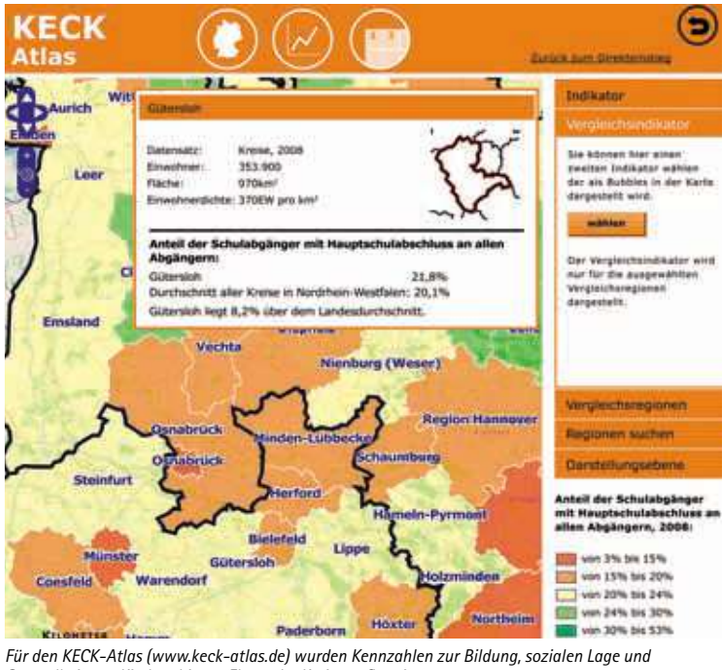
Um die notwendige Transparenz zu erzeugen, hat die Bertelsmann Stiftung mit KECK (Kommunale Entwicklung – Chancen für Kinder) ein integriertes Sozialraum-Monitoring entwickelt. Für den Atlas (www.keck-atlas.de) wurden Kennzahlen zur Bildung, sozialen Lage und Gesundheit von Kindern bis zur Ebene der Kreise aufbereitet. Außerdem können Kommunen nun ihre eigenen Daten auf der Sozialraumebene nutzen. Das für KECK entwickelte Indikatorenset hilft, einen Überblick über vorhandene Daten zu gewinnen, neue Erkenntnisse zu generieren und zielgerichtet zusammenzuführen.

KECK plus KOMPIK: kostenlose Monitoring-Lösung für Kommunen

Das Besondere an KECK ist die Möglichkeit, das Sozialraum-Monitoring mit Erhebungen zur individuellen Entwicklung der Kinder zu ergänzen. Dazu wurde mit KOMPIK (Kompetenzen und Interessen von Kindern) ein EDV-gestützter Beobachtungsbogen für die Kita geschaffen, der wissenschaftlich abgesichert ist und auf den Bildungsplänen der 16 Bundesländer basiert. Diese kindbezogenen Daten fließen anonymisiert und nach Sozialräumen aggregiert in das Monitoring ein, so dass ein Bild davon entsteht, wie sich Kinder in ihrem Lebensraum entwickeln.

Städte und Gemeinden können dank KECK ihre Berichterstattungen in einem geschützten Raum aufbauen und kontinuierlich nutzen. Eine neutrale Datenbasis ergänzt die persönlichen Erfahrungen, so dass nicht nur ermittelt werden kann, welche Infrastruktur für Kinder angeboten wird, sondern auch, welche Maßnahmen nachgefragt werden. Entsprechend können Öffnungszeiten und Angebote zurückgefahren, ausgeweitet oder gezielter zugeschnitten werden.

KECK ist ein kostenloses Instrument für alle interessierten Kommunen. Sie brauchen nur den Willen (und sicher auch den Mut), die Entwicklungsrisiken und -chancen von Kindern in einer Stadt transparent zu machen und vorhandene Ressourcen bedarfsorientiert zu verteilen. Dieser Weg wird sich mittelfristig auszahlen. Die Stadt profitiert gleich doppelt, denn nicht nur Familien machen ihren Wohnort zunehmend von attraktiven Bildungsangeboten abhängig, sondern auch Unternehmen wählen ihre Standorte immer öfter nach familienrelevanten Kriterien.



Für den KECK-Atlas (www.keck-atlas.de) wurden Kennzahlen zur Bildung, sozialen Lage und Gesundheit von Kindern bis zur Ebene der Kreise aufbereitet.

Kontakt:
Dr. Carina Schnirch
Projektmanagerin
Tel.: 05241/ 81 81 170
E-Mail: carina.schnirch@bertelsmann-stiftung.de

Eine gute Ausbildung der Kinder ist der Schlüssel für eine erfolgreiche Zukunft.

Fotos: Markus Hibbeler (ddpimages) / Bertelsmann Stiftung

STIFTUNG
LEBENDIGE STADT

** KONGRESS 2012 **

STADTLEBEN IN 3D

WOHNEN=ARBEITEN=SEIN?

* 05.-07. SEPTEMBER 2012 | FRANKFURT AIRPORT *

** SAVE THE DATE **

© Nicolae Sotir